

UNAUFGEFORDERT. UNABHÄNGIGE STUDIERENDENZEITUNG
DER HUMBOLDT-UNIVERSITÄT ZU BERLIN SEIT NOVEMBER 1989

ROASTADTGEFÜHLE



UnAuf

NR. 273
WINTER 2025

THERE IS
NOTIME
FORTHE

HAU

HAU1 – Stresemannstr. 29, Berlin
HAU2 – Hallesches Ufer 34, Berlin
HAU3 – Tempelhofer Ufer 10, Berlin
HAU4 – Digitale Bühne, www.HAU4.de
→ www.hebbel-am-ufer.de



LIEBE LESER*INNEN,



die Großstadt geht heute früh schlafen, denn sie ist müde vom Sommer. All die warmen Nächte, in denen sie geschrien und gelacht hat, haben ihr zugesetzt. Im Winter ist sie heiser geworden und flüstert ihre Geheimnisse in dunkle Straßen. Die Parks sind ihr ruhiger Atem, die Bahnhöfe ihr Herzschlag, die Gebäude ihre Wirbelsäule. Entlang der Boulevards breitet sie ihre Arme aus, sodass wir Menschen zwischen ihren Organen, den Bezirken, strömen können.

So sehr wir den Sommer in der Hauptstadt lieben, so verhasst ist dieser Berliner Winter. In unserer Winterausgabe hat die UnAuf-Redaktion all diesen Gefühlen Ausdruck verliehen. Wir präsentieren: „Großstadtgefühle“.

Berlin wird dich töten, sagt K.I.Z. Doch viele fühlen sich in keiner Stadt so lebendig wie in dieser. Wie nur fasst man all die Gefühle zusammen, die wir mit dem Thema Großstadt verbinden? Krisen, die uns alle betreffen – Obdachlosigkeit, Klimapolitik, Armut und Rechtsruck sind Themen, die nirgendwo so deutlich hervortreten wie in der Großstadt, zwischen Betonbauten und Glasfronten, zwischen der Altstadt und dem Spreeufer. Was macht all das mit uns?

Die Großstadt kann unsere Gefühle betäuben. Zwar sind wir in ihr stets von Menschen umgeben, doch fühlen wir uns häufig einsam. Sie kann unsere Gefühle auch verstärken. Und wir wären kein studentisches Medium, ginge es hier nicht auch um Party und Drogenkonsum.

Worum geht es bei Awareness Arbeit in einem Berliner Club, wie gehen wir mit der Gentrifizierung um und warum sieht die Berliner Klimapolitik so anders aus als die Hamburger? Diese und viele weitere Fragen rund um das Thema Großstadt versuchen wir zu beantworten. Manchmal mehr und manchmal weniger gefühlvoll.

Viel Spaß beim Lesen!

**EURE CHEFREDAKTION
ANDY, EMELY, THORDIS UND FELICITAS, SOWIE DIE GESAMTE UNAUF-REDAKTION**



INHALT

- 6–7 DAS PROBLEM IM STADTBILD
UND DIE MACHT DER SPRACHE**
- 8–9 ZEHN JAHRE IM WAGENDORF:
WAS ES HEIßT, ALS SCHWULER MANN WOHNUNGSLOS ZU SEIN**
- 10–11 WENN MARKT UND STAAT VERSAGEN:
DWE UND DIE BERLINER MIETENKRISE**
- 12–13 „AUF DER STRAßE SIEHT MAN DEN LEUTEN BEIM ABSTURZ ZU,
WÄHREND OBEN LUXUSWOHNUNGEN ENTSTEHEN.“**
- 14–15 VON DER BEINPRESSE ZUM BAUMHAUS:
VIER UNGEWÖHNLICHE ORTE IN BERLIN**
- 16 BERLIN BÄUMT SICH AUF**
- 17 SOZIAL, REALISTISCH, KLIMANEUTRAL**
- 18–19 HIER SOLLTE EIN ANDERER NAME STEHEN**
- 20–21 GRAFFITI IN DER STADT – MENSCHEN, WÄNDE UND KAPITAL**
- 22 ICK LIEBE DIR:
URBANE EUPHORIE BIS STREETART-Stereotyp**
- 23 ZWISCHEN NÄHE UND ANONYMITÄT IN BERLIN**
- 25 DER TRAUM EINER AUTHENTISCHEN GROßSTADT
– DIE INITIATIVE „BERLIN WERBEFREI“**
- 26–27 LUVRE47 ZWISCHEN BERLIN-GROPIUSTADT UND
„DEPRESSION MIT MEERBLICK“**
- 28–29 ZWISCHEN SCHALL UND RAU(S)CH**
- 30–31 BETRACHTUNGEN EINER ZUGEZOGENEN
– EIN BESUCH IN SPANDAU**
- 32–33 DAS ANDERE BERLIN:
DER POTSDAMER PLATZ IM WANDEL DER ZEIT**
- 35–37 „DIE POESIE LIEGT AUF DER STRAßE“ –
EINE STADTERKUNDUNG DURCH BERLIN MIT DER DÉRIVE-METHODE**
- 38 ES HÖRT NIMMER AUF, VON DAHER WEBE ICH ES.**

HERAUSGEBER:
KURATORIUM DES FREUNDESKREISES DER
UNAUFGEFORDERT E.V.
HUMBOLDT-UNIVERSITÄT ZU BERLIN

**UNTER DEN LINDEN 6
10099 BERLIN**

DRUCK:

GEMEINDEBRIEFDRUCKEREI, EICHENRING
15A, 29393 GROSS OESINGEN

CHEFREDAKTION:

ANDREAS STEIN, EMELY STACHE, FELICITAS
HOHMANN, THORDIS SCHREIBER

SCHLUSSREDAKEUR*INNEN:

ANDREAS STEIN, EMELY STACHE, FALK
MILDNER, FELICITAS HOHMANN, FINN
OSTER, JAKOB GERSTBERGER, JUSTIN
GEIGER, KASPAR PREUSS, MARA BUDDEKE,
MARLENE MERKER, MILLA JENSEN,
NICOLAS BRUGGAIER, RAYO (MERLE ROTH),
THORDIS SCHREIBER, TOBIAS WÜRTZ, LEA
BAUMGARTEN

LAYOUT UND GESTALTUNG: FERNANDA CANDAS,
VALENTINA CORREDOR, EMELY STACHE

TITELBILD: VALENTINA CORREDOR

TYPOGRAFIE:

„JAKARTA NOUVELLES“ VON DELVINA RENATA

ILLUSTRATOR*INNEN: DIANDRA SHANA
DIEMANN, FELIX LIES, LUCIA MALUGA, MAIIA
RIABOVA, NORA ALI, SHIWEI SVEN WANG

AUFLAGE: 2.000

**DIE ARTIKEL UND BEITRÄGE SPIEGELN
NICHT NOTWENDIGERWEISE DIE MEINUNG
DER REDAKTION WIDER. WIR KURATIEREN
WERBUNG NACH BESTEM ERMESSEN, BLEIBEN
ABER UNABHÄNGIG VON DEN ANLIEGEN DER
WERBEPARTNER*INNEN. NACHDRUCK UND
VERVIELFÄLTIGUNG NUR NACH VORHERIGER
GENEHMIGUNG. DIE REDAKTION BEHÄLT
SICH VOR, LESER*INNENBRIEFE GEKÜRZT ZU
VERÖFFENTLICHEN.**

SCHLUSSREDAKTION DER AUSGABE: 17.11.2025

**Die UNAUFGEFORDERT erscheint seit dem
17. November 1989 an der Humboldt
Universität zu Berlin und ist eine
der ältesten Studierendenzeitungen
Deutschlands. Seitdem begleitet sie
den Weg der Hu durch unabhängige
Berichterstattung über Forschung und
Lehre, studentisches Leben und Kultur.
Bereits zweimal wurde ihr dafür der
Pro-Campus Presse Award als Beste
deutschsprachige Studierendenzeitung
verliehen.**

UNAUFGEFORDERT ONLINE: WWW.UNAUF.DE

INSTAGRAM: UNAUFGEFORDERT

KONTAKT: CHEFRED@UNAUF.DE

ANZEIGEN: WERBUNG@UNAUF.DE

OFFENE REDAKTIONSSITZUNG:

**JEDEN MONTAG IM SEMESTER, JEDEN ZWEITEN
MONTAG IN DER VORLESGUNGSFREIEN ZEIT.
IMMER UM 18:30 UHR IN DER SCHÖNHAUSER
ALLEE 10-11.**

UNSER



Blick



AUF



WIR

DAS PROBLEM IM STADTBILD UND DIE MACHT DER SPRACHE

THORDIS SCHREIBER (20, SIE/IHR), BACHELOR ENGLISCH UND GESCHICHTE

IM OKTOBER 2025 SPRICHT BUNDESKANZLER FRIEDRICH MERZ AUF EINER PRESSEKONFERENZ IN POTSDAM ÜBER DAS BLEIBENDE „PROBLEM IM STADTBILD“. WAS BEDEUTET DIE DEBATTE, DIE WIR DARÜBER FÜHREN?

Schon lange geht es in der öffentlichen Diskussion rund um die Stadtbild-Aussage des Kanzlers nicht mehr um ihre eigentliche Bedeutung und viel mehr um die Reaktionen, die sie auslöste. „Kabarettist Vince Ebert rechnet mit Merz-Empörung ab“, schreibt etwa die BILD am 6. November. Was wie jeder x-beliebige Beitrag einer rechten Telegram-Gruppe klingt, spiegelt den größten Talking Point in einer Debatte wider, in der es ursprünglich um etwas ganz anderes ging: Rassismus.

Irgendwo in den polarisierenden Online-Debatten sind wir zwischen dem Engel Merz und dem Nazi Merz abgerutscht in das altbekannte „Heute darf man ja gar nichts mehr sagen.“ Der Schauspieler Sky du Mont zum Beispiel kommt in der Fernsehsendung Maischberger zu dem Schluss, dass auch Friedrich Merz ein Mensch sei, der mal schlecht drauf ist. Eben. Wieso sollte der Bundeskanzler nachdenken, bevor er redet?

Am Hausvogteiplatz in Berlin, ganz in der Nähe der vor kurzem unbenannten Anton-Wilhelm-Amo-Straße, zuvor M*hrenstraße, steht unübersehbar ein Zitat Albert Einsteins an einer Hausfassade: „Wenn es sich um Wahrheit und Gerechtigkeit handelt, gibt es keine Unterscheidung zwischen kleinen und großen Problemen.“ Empören wir uns also noch etwas mehr über den kleinen sprachlichen Ausrutscher des Kanzlers.

„FRAGEN SIE MAL IHRE TÖCHTER“

Auf die Nachfrage eines Journalisten, was Merz mit der Stadtbild-Aussage gemeint habe und, ob er den Aufforderungen, sich zu entschuldigen, nachkommen wolle, konterte Merz mit „Fragen Sie mal ihre Töchter, was ich damit gemeint haben könnte.“ Was hat Merz in seiner politischen Karriere nicht schon für Frauen getan? Unter anderem stimmte er gegen die Gesetzesreform, die Vergewaltigungen in der Ehe strafbar machte. Auch gegen die Abschaffung des Paragrafen 218 hat er gestimmt. Dieser stellt Abtreibungen grundlegend unter Strafe. Wenigstens vor den bösen Ausländern beschützt er nun die armen deutschen Frauen, wie läblich.

Woher kommt der feministische Kampfgeist des Kanzlers, wenn es um Abschiebungen geht? Oder geht es hier um etwas ganz anderes? Einem Mann, der sich noch im Januar 2023 über die Migrant*innen beschwerte, die den Deutschen die Zahnräumtermine wegnehmen würden und der arabischstämmige Jungen als „kleine Paschas“ betitelte, kann sicher kein blanker Rassismus vorgeworfen werden.

Dass konservative und rechte Parteien in ihrer Migrationspolitik immer wieder auf die vermeintliche Gefahr verweisen, die bestimmte Menschengruppen für Frauen darstellen sollen, ist keine Neuheit. Bei Donald „Grab ‘em by the pussy“-Trump sind es die Mexikaner*innen, die nicht nur den weißen Amerikaner*innen ihre Jobs wegnehmen, es sind auch die Mexikaner, die Araber und Afroamerikaner, die weiße Frauen vergewaltigen. Bei der AfD sind es vor allem Araber oder Männer mit dunkler Hautfarbe, die die armen, deutschen Frauen gefährden.

Und wer ist es bei Friedrich Merz? All diejenigen ohne dauerhaften Aufenthaltsstatus, die nicht arbeiten und sich nicht an die Regeln halten. So rudert er zumindest später mit seiner Aussage erstmals zurück, ohne irgendwelche vorgeschenbenen Töchter mit ins Boot zu holen. Wo Friedrich Merz mit seiner späteren Erläuterung noch versucht, eine Kurve zu kriegen, die ihn gerade so davon abhält, ideologisch auf einer Strecke mit der AfD zu fahren, haben Politiker*innen in anderen Teilen der Welt bereits einen Pakt mit dem Faschismus unterschrieben.

WIR SIND DAS STADTBILD

Als Antwort auf Merz' Sorge um die Frauen, haben einige prominente Frauen sich in einem offenen Brief gegen ihn gestellt und ihn aufgefordert, sie nicht für seine Zwecke zu instrumentalisieren. Stattdessen solle er sich politisch tatsächlich für die Sicherheit von Frauen einsetzen. Auch große Demonstrationen unter dem Motto „Wir sind die Töchter!“ und „Wir sind das Stadtbild!“ fanden statt. Die Antwort vieler: Wenn wir nachts draußen unterwegs sind, macht es keinen Unterschied, ob uns ein deutscher oder ein syrischer Mann entgegenkommt. Das Problem sind Männer und nicht ihre Herkunft.

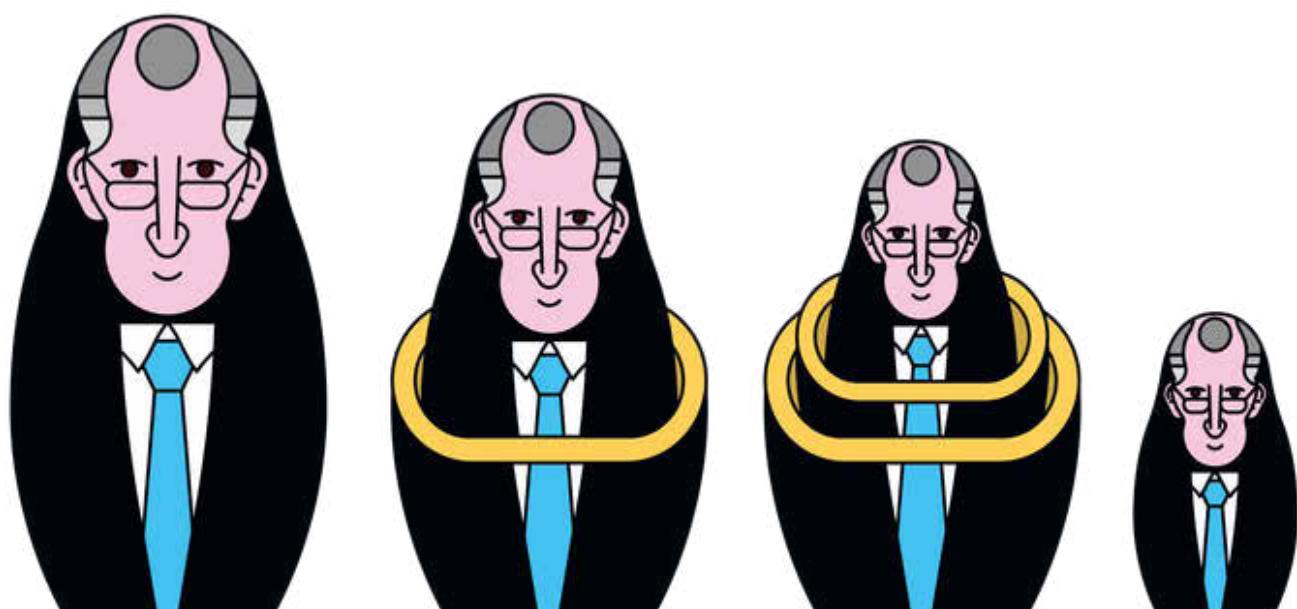
Natürlich wird es auch immer Frauen geben, die ausgerechnet einem Merz den Rücken stärken. Bundestagspräsidentin Julia Klöckner etwa erinnerte an Anschläge ausländischer Menschen im öffentlichen Raum im vergangenen Jahr. Dabei impliziert der Begriff des „Stadtbildes“ doch etwas viel Allgemeineres als nur einzelne Gewalttäter. Sind diese Fälle etwa das, was in den Augen der CDU Ausländer*innen in Deutschland repräsentiert?

Wichtiger als die Meinung der deutschen Frauen ist noch immer die Pauschalisierung migrantischer Menschen, die in der Aussage von Merz steckt. Auch die haben eine Antwort: Die Wiederaneignung der Aussage. In den sozialen Medien sprechen besonders junge Menschen davon, bewusst „das Stadtbild zu zerstören“: Es geht um die Abwendung von einer Politik, die immer weiter nach rechts rückt, um die Verweigerung, sich einer rassistischen Gesellschaft anzupassen. Denn wie man es dreht und wendet, eine rassistische Aussage bleibt am Ende eben genau das.

DIE MACHT DER WORTE

Was bedeutet es, wenn sich ein christlich-demokratischer Bundeskanzler über das Stadtbild beschwert – in einer Zeit, in der in Hanau vor gerade einmal fünf Jahren neun Menschen aus rassistischen Motiven getötet wurden und wo nun wieder Hakenkreuze auf Autos gemalt werden? In einer Zeit, in der die erste Reaktion Deutschlands auf den Sturz Al-Assads nicht die Frage war, wie es jetzt für Syrien weitergeht, sondern „Abschiebungen!“ zu schreien? Es lohnt sich sicher nicht, über ein einzelnes Wort zu diskutieren. Wäre da nicht eine rechtsextremistische Partei als zweitstärkste Kraft im Deutschen Bundestag. Würde es nicht seit Monaten ausschließlich und dauerhaft um das vermeintlich größte Problem, „Migration, Migration, Migration!“ gehen.

Um sich der Macht bewusst zu werden, die Worte und Rhetorik innehaben, reicht es schon, sich an den Worten der ehemaligen Partei-Kollegin des Kanzlers, Angela Merkel, zu orientieren: „Achtet auf die Sprache. Denn die Sprache ist sozusagen die Vorform des Handelns. Wenn die Sprache auf die schiefe Bahn gekommen ist, kommt auch sehr schnell das Handeln auf die schiefe Bahn. Dann ist auch Gewalt nicht mehr fern.“ Auch Aussagen, die hinterher „konkretisiert“ werden, was in diesem Fall im Grunde nur zurückrudern bedeutet, erweitern das Spektrum dessen, was im politischen Raum ohne Probleme gesagt werden darf, und was nicht. Wo Rassismus und Fremdenfeindlichkeit in Deutschland nicht längst schon salonfähig sind, gibt Friedrich Merz sich größte Mühe, das zu ändern.



ZEHN JAHRE IM WAGENDORF: WAS ES HEIßT, ALS SCHWULER MANN WOHNUNGSLOS ZU SEIN

MARA BUDDEKE (27, SIE/IHR), MASTER EUROPÄISCHE LITERATUREN

RUND 10.000 QUEERE MENSCHEN SIND IN BERLIN WOHNUNGS- ODER OBDACHLOS – EINER VON IHNEN WAR TOMI. SEINE GESCHICHE
ZEIGT, DASS HILFSSYSTEME OFT DIE LEBENSREALITÄTEN VON LSBTIQ+ ÜBERGEHEN.

Wenn Tomi auf die vergangenen elf Jahre zurückblickt, spricht er langsam und mit Bedacht. Er lässt sich Zeit, wägt ab, welche Details aus seiner Vergangenheit er teilen und welche er verschweigen will. „Ich musste mir ja auch erstmal eingestehen, dass ich obdachlos bin“, erzählt er. Zehn Jahre lang lebte er ohne festen Wohnsitz in Berlin. Auf der Suche nach einer neuen Bleibe musste er als schwuler, autistischer Mann zahlreiche Hürden überwinden. Erst 2024 unterschrieb er schließlich seinen eigenen Mietvertrag. „Ich war unendlich froh, als ich die Zusage hatte“, erinnert er sich.

Wegen häuslicher Gewalt durch seinen damaligen Partner musste Tomi 2014 die gemeinsame Wohnung verlassen. Laut einer Studie des Berliner Senats aus dem Jahr 2024 zählt Gewalt zu den häufigsten Gründen für Wohnungs- und Obdachlosigkeit unter LSBTIQ+. Generell seien queere Personen besonders vulnerabel: Sie erleben vielmals Ablehnung durch ihre Familien oder Partner*innen, werden eher auf dem Wohnungsmarkt diskriminiert und erhalten oft keine adäquate Nothilfe. Insbesondere nichtbinäre, inter- und trans*geschlechtliche Personen müssen sich bei Behördengängen immer wieder rechtfertigen oder werden in Notunterkünften mit Mehrbettzimmern kaum vor Diskriminierung geschützt. „Für LSBTIQ+ Personen ist die Gefahr, in Obdachlosenunterkünften Gewalt ausgesetzt zu sein, viel viel größer als für andere“, erklärt eine Expertin in der Studie.

VORWÜRFE AUS DER SCHWULEN COMMUNITY



Heute engagiert sich Tomi ehrenamtlich im Gewaltschutz und in der Krisenhilfe für junge Autist*innen. Auch einer seiner Schützlinge habe vor kurzem beinahe seine Wohnung verloren, sagt er. Sobald Tomi über Ungerechtigkeiten spricht, sprudeln die Worte nur so aus ihm heraus. Er hat viel zu erzählen: In den Jahren ohne Wohnung und während seiner ehrenamtlichen Arbeit hat er erlebt, wie oft Menschen vom Sozialsystem nicht aufgefangen werden. „Gerade queere Personen oder Menschen mit Behinderung, die mehrfach vulnerabel sind, benötigen häufig zusätzliche Unterstützung“, betont er. Er selbst sei oft auf Unverständnis getroffen, auch innerhalb der queeren Community. „Ich bin schon seit 1987 in der Kreuzberger Schwulenszene unterwegs, ein paar Freunde habe ich dort auch noch. Aber von einigen Personen, die meinen Ex-Partner kannten, habe ich damals gehört: ‚Vielleicht brauchst du es, so behandelt zu werden.‘ Das hat mich total hilflos gemacht.“

Schließlich holte sich Tomi Hilfe: erst bei der Schwulenberatung dann bei Queerhome*. Dort lernt er Kathrin* kennen. „Hier haben wir uns zum ersten Mal getroffen“, erinnert sich Tomi, als die beiden einen Meeting-Raum im Queerhome*-Büro betreten. An den Wänden hängen Fotografien von Menschen, die bei der Wohnungssuche von der Initiative unterstützt wurden – auch ein Porträt von Tomi ist dabei. Die meisten Personen aus der Fotoserie hätten inzwischen eine Wohnung gefunden, sagt Kathrin*.

Die Projektleitung von Queerhome* hat nur kurz Zeit für ein Gespräch, bevor der nächste Zoom-Call ansteht. Derzeit ist Kathrin* eine von drei Hauptamtlichen im Projekt und wirkt bei der Arbeit produktiv, strukturiert und effizient. Doch im Gespräch mit Tomi nimmt Kathrin* sich Zeit, achtet darauf, dass er sich wohlfühlt und keine Missverständnisse entstehen. „Wir beide kennen uns schon so lang, wir haben unsere eigene Kommunikation“, erklärt Kathrin*.

Bei Queerhome* berät Kathrin* wohnungslose LSBTIQ+, organisiert Sensibilisierungs-Projekte und vernetzt Betroffene und Helfer*innen. Der Senat schätzt, dass rund 10.000 queere Personen in Berlin wohnungs- oder obdachlos sind. Doch es gebe nicht genug queersensible Anlaufstellen, meint Kathrin*: „Dieses Jahr haben wir schon 750 Anfragen bekommen. Das ist für eine so kleine Beratungsstelle einfach Wahnsinn.“ Oft fehle die Zeit, um alle Anfragen zu bearbeiten oder die Klient*innen individuell bei der Suche zu begleiten. „Wir können sie nur weiterleiten und hoffen, dass sie selbst in der Lage sind, die Wohnungssuche anzugehen.“

KEINE UNTERSTÜTZUNG FÜR DIE MIETE

Auch Tomi war in den ersten Jahren der Wohnungslosigkeit auf sich gestellt. Bekannte halfen ihm, zunächst in einem Wagendorf unterzukommen. Von dort aus begann er die Wohnungssuche. „Zwischendurch hatte ich ein Zimmer bei einem Freund angemietet, aber da wurde ich wieder rausgeschmissen“, erzählt Tomi. Eigentlich habe er über die Grundsicherung Geld für die Miete erhalten sollen. Der Anspruch auf Unterstützung als Bedarfsgemeinschaft wurde jedoch nicht anerkannt, weil das Gericht vermutete, er habe ein sexuelles Verhältnis mit seinen Mitbewohnern. „Die haben tatsächlich gesagt, wir würden da praktisch Orgien feiern“, schildert er, immer noch völlig verständnislos. „Dieses gesamte Verfahren beruhte auf homophoben Vorwürfen gegen mich.“

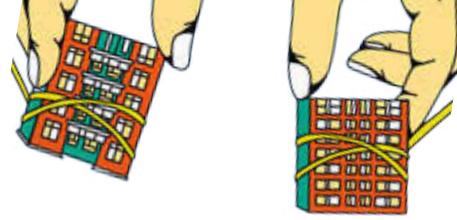
Das sollte nicht sein letzter Gerichtsstreit bleiben: Auch die Miete für seinen Wagenplatz wurde jahrelang nicht gezahlt, zudem wehrte er sich gegen Anzeigen seines Ex-Partners. „Er hat mich beim Grundsicherungsamt denunziert, wegen Urkundenfälschung und Sozialhilfebetrug“, sagt Tomi. „Da waren auch völlig absurde Unterstellungen dabei, zum Beispiel, dass ich ein Internet-Sexportal betreibe.“ Erst nach mehreren Jahren wurden die Vorwürfe fallengelassen.

„ICH WAR NUR NOCH GLÜCKLICH“

Im Herbst 2024, nach zehn Jahren ohne festen Wohnsitz, lebte Tomi noch immer im Wohnmobil – ohne Heizung und in Gesellschaft einer Wanderratte, die sich in die Dämmung gefressen hatte. „Ich bin sie einfach nicht losgeworden. Einmal ist sie sogar mitten in der Nacht auf mich draufgesprungen. Ich hatte einen Nervenzusammenbruch, hab nur noch geheult. Es ging nicht mehr.“ Doch schließlich zeichnete sich ein Ende ab: Mit der Unterstützung von Queerhome* und der Schwulenberatung gelang es Tomi, eine Wohnung im Geschützten Marktsegment zu ergattern. „Nach dem Einzug habe ich einfach zwei Wochen lang fast ohne Möbel, nur mit meinem Bett, dem Herd und der Spüle in dieser Wohnung gelebt“, sagt er. Das Einrichtungsgeld vom Jobcenter habe auf sich warten lassen, aber trotzdem: „Ich war nur noch glücklich.“

„Diese Wohnungen sind für Menschen gedacht, die auf dem freien Markt keine Chance haben“, erklärt Kathrin*. „Aber es gibt davon bisher viel zu wenige.“ Von der Senatsverwaltung, die Queerhome* seit 2022 finanziert, kommt keine zusätzliche Unterstützung. Im Gegenteil: Im Zuge der Sparmaßnahmen werden dem Träger Sonntags-Club 80.000 Euro gestrichen. Bei Queerhome* fehlen dadurch Gelder, die bisher an Honorarpersonen und Ehrenamtliche geflossen sind. „Die Hilfsangebote der Wohnungslosenhilfe müssten wachsen statt schrumpfen!“, kritisiert Kathrin*. Es sei frustrierend, wie viele Menschen auf der langen Suche nach Wohnraum ihre Gesundheit aufs Spiel setzen

WENN MARKT UND STAAT VERSAGEN: DWE UND DIE BERLINER MIETENKRise



MARLENE MERKER (27, SIE/IHR), BACHELOR PHILOSOPHIE UND SOZIALWISSENSCHAFTEN

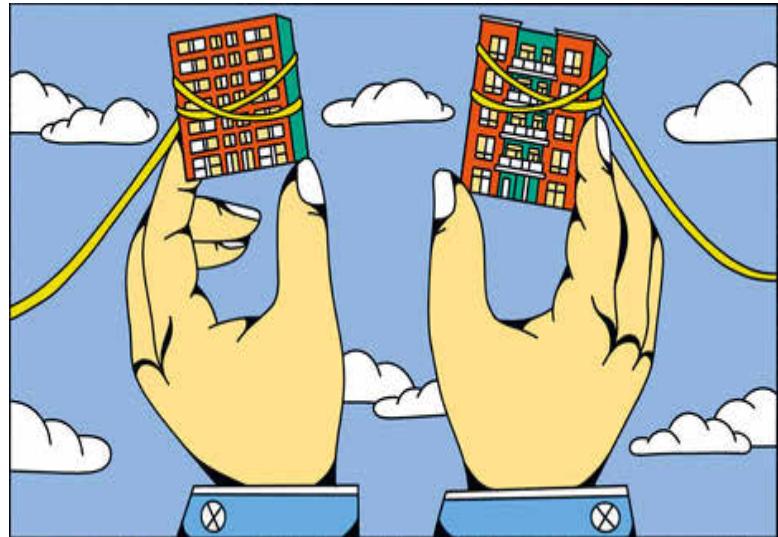
IM SEPTEMBER 2025 HAT DIE INITIATIVE DEUTSCHE WOHNEN & CO ENTEIGNEN (DWE) IHREN GESETZENTWURF ZUR VERGESELLSCHAFTUNG VON WOHNRAUM VERÖFFENTLICHT. DIE INITIATIVE BIETET DAMIT EINEN GRUNDLEGEND ANDEREN LÖSUNGSANSATZ FÜR DIE MIETENKRise.

Wohnen ist ein Menschenrecht. In deutschen Großstädten zeigt sich allerdings ein immer stärker werdender Trend: die stetige Erhöhung der Mieten. In Berlin sind die Mieten heute im Durchschnitt doppelt so hoch wie vor zehn Jahren. Zum Vergleich: Der Anstieg der Nominallöhne lag im gleichen Zeitraum bei knapp 20 Prozent. So ist es nicht verwunderlich, dass viele Berliner*innen entweder knapp die Hälfte ihres Einkommens für die Miete zahlen oder ganz aus ihren Kiezen verdrängt werden. Doch wie kommt es dazu?

DIE ENTSTEHUNG DER WOHNUNGS- UND MIETENKRise

Es ist nicht zu leugnen, dass immer mehr Menschen in Großstädte ziehen und die Nachfrage nach Wohnraum entsprechend steigt. Dennoch greifen Erklärungen à la „hohe Nachfrage bedeutet hohe Mieten“ zu kurz. Einerseits spielt die neoliberalen Wende in der Wirtschafts- und Sozialpolitik der 1980er Jahre eine große Rolle, infolgedessen die Wohnungsgemeinnützigkeit abgeschafft wurde. Also das Prinzip, nach dem sich gemeinnützige Wohnungsbaugesellschaften gegen Steuererlass verpflichteten, Mietpreise und Gewinne zu beschränken und ihr Vermögen in neue Wohnungsbauprojekte zu reinvestieren. Diese Verpflichtungen für soziale Mieten gibt es heute nicht mehr. Hinzu kommt, dass öffentliche Immobilienbestände seit den 2000er Jahren – vor allem in Berlin – massiv von Investoren aufgekauft wurden und nun dem Prinzip der Profitmaximierung unterliegen.

Die Folgen für bezahlbaren Wohnraum sind verheerend: Während es 1987 deutschlandweit noch knapp vier Millionen Wohnungen im sozialen Wohnungsbau gab, sind es heute nur etwa eine Million. Aufgrund der Privatisierung von Sozialwohnungen und der steigenden Nachfrage nach Wohnraum in Großstädten ist es für Immobilienkonzerne ein Leichtes, Mieten regelmäßig zu erhöhen.



DIE LÖSUNGSANSÄTZE DER POLITIK

Auch der Politik ist seit Jahren bekannt, dass sich die Situation auf dem Wohnungsmarkt immer weiter zuspitzt. Die Lösungsansätze könnten jedoch nicht unterschiedlicher sein.

Während wirtschaftsliberale Parteien für mehr und schnelleren privaten Neubau plädieren, wirbt die Linkspartei für einen Mietendeckel. Auch die Umnutzung von Bürogebäuden wird immer wieder als Vorschlag eingebracht, denn während Wohnraum immer knapper wird, stehen laut einer Studie des Maklernetzwerks German Property Partners knapp acht Prozent der Berliner Büroflächen leer.

Das Ziel, mehr Wohnraum zu schaffen, setzt sich seit Jahren jede Regierung. Wirklich erfolgreich war bislang keine. Erst kürzlich hat die schwarz-rote Bundesregierung das Gesetz für den sogenannten „Bau-Turbo“ beschlossen, das schnellen und bürokratiearmen Wohnungsbau ermöglichen soll. Dadurch will sie privaten Bauunternehmen Anreize setzen und Baukosten senken.



Ob die Kostenersparnisse an Mieter*innen weitergegeben werden, ist allerdings zweifelhaft. Zudem entsteht ein Großteil der Wohnungen in einer Preisklasse, die sich Normalverdiener*innen kaum leisten können. Und Geringverdiener*innen bleibt dann lediglich der jährlich schrumpfende Bestand an Sozialwohnungen. Marktverhältnisse sind eben immer auch Machtverhältnisse.

Wohnraum ist keine Ware wie jede andere. Einerseits, weil Marktmechanismen hier schlecht funktionieren, da der Wohnungsbau viel Zeit und Ressourcen in Anspruch nimmt. Auf der anderen Seite ist Wohnraum kein Luxusgut, sondern existenziell. „Der Markt regelt“ ist erfahrungsgemäß keine Strategie, die auf dem Wohnungsmarkt funktioniert. Und offensichtlich wurde auch in der Vergangenheit in Zeiten von Wohnungsnot nicht ausschließlich auf den Markt gesetzt, wie die oben beschriebene Wohnungsgemeinnützigkeit zeigt.

Gleichzeitig wohnen in Deutschland vergleichsweise viele Menschen zur Miete, anstatt in Wohneigentum. An diesen Eigentumsverhältnissen ändern die beschriebenen Maßnahmen nichts. Und genau da kommt die Initiative Deutsche Wohnen & Co enteignen (DWE) ins Spiel. Die Initiative behauptet, genau hier müsse angesetzt werden, um die Mietenkrise langfristig zu bewältigen – und fordert, Immobilienkonzerne zu enteignen und deren Wohnbestände in Gemeineigentum zu überführen.

DEUTSCHE WOHNEN & CO ENTEIGNEN

2021 stimmten bereits knapp 60 Prozent der Berliner*innen per Volksentscheid für die Vergesellschaftung von Wohnraum. Außer einer Expert*innenkommission, die die Möglichkeiten eines Vergesellschaftungsgesetzes ausloten sollte und die Vergesellschaftung für rechtlich möglich befand, ist jedoch nichts passiert. Nun hat DWE selbst die Initiative ergriffen und in einem zweijährigen Prozess mit aktiven Jurist*innen, einer renommierten Kanzlei und einem wissenschaftlichen Beirat einen eigenen Gesetzentwurf formuliert. Dieser legt Schritt für Schritt vor, wie die Enteignung der Immobilienkonzerne und Überführung der Wohnbestände in Gemeineigentum umzusetzen ist.

Die Vergesellschaftung soll ausschließlich private, profitorientierte Immobiliengesellschaften treffen, die mehr als 3.000 Wohnungen in Berlin besitzen. Genossenschaften sind davon ausgeschlossen. Die Entschädigung der Konzerne soll unter Marktwert erfolgen und aus den Mieteinnahmen abbezahlt werden, sodass das Land Berlin keine Schulden aufnehmen muss. Dann soll eine Anstalt des öffentlichen Rechts geschaffen werden, in der Stadtgesellschaft, Mieter*innen, Beschäftigte und Senat zusammenkommen. Sie soll die Mietbestände demokratisch verwalten und eine Re-Privatisierung verhindern.

Das Gesetz soll 220.000 Wohnungen der Profitlogik entziehen, in Gemeinwirtschaft überführen und somit langfristig bezahlbaren Wohnraum sichern und die Mietpreisspirale durchbrechen. „Wir stoppen damit den Trend der weiteren Finanzialisierung des Wohnungsmarktes“, erklärt Justus Henze im Podcast Future Histories.

Nun geht es aber erst einmal darum, den Gesetzentwurf mit Verbänden, Parteien und der Fachöffentlichkeit zu diskutieren und Feedback einzuholen. Rechtswissenschaftlerin Prof. Dr. Isabel Feichtner bezeichnet den Gesetzentwurf schon jetzt als „Meilenstein in der juristischen Debatte über Vergesellschaftung“. Gleichzeitig arbeitet die Initiative am zweiten Teil des Gesetzes, der die Verwaltung der Mietbestände durch eine Anstalt öffentlichen Rechts konkretisiert. Bevor es wieder zu Haustürgesprächen, Unterschriftensammlung und einer Volksabstimmung kommt, wird es daher noch eine Weile dauern. Sollte der Gesetzesvolksentscheid dann erfolgreich sein, so würde Artikel 15 des Grundgesetzes erstmals in der Geschichte der Bundesrepublik Anwendung finden – ein historischer Moment. Die Initiative will den Berliner Senat so zum Handeln zwingen. Denn dieser müsste sich vor Gericht verantworten, sollte er die Umsetzung des Volksbegehrens nach Vergesellschaftung dann weiterhin blockieren.

Natürlich wird es durch die Vergesellschaftung erst einmal „keine einzige neue Wohnung“ geben, wie Kritiker*innen gerne betonen. Dennoch würde die Vergesellschaftung von Wohnraum für unzählige Berliner*innen eine enorme finanzielle Entlastung bedeuten. Auch die Mieten nicht vergesellschafteter Wohnungen würden sinken – und Wohnen in Berlin kein Luxus mehr sein.

„AUF DER STRAÙE SIEHT MAN DEN LEUTEN BEIM ABSTURZ ZU, WÄHREND OBEN LUXUSWOHNUNGEN ENTSTEHEN.“

SEIT ZEHN JAHREN ENGAGIERT SICH DIE INITIATIVE BIZIM KIEZ IM BERLINER WRANGELKIEZ GEGEN AUSVERKAUF UND STEIGENDE MIETEN. WAS MIT DER RETTUNG EINES GEMÜSELADENS BEGANN, IST HEUTE EINE POLITISCHE STIMME GEGEN GENTRIFIZIERUNG. MITSTREITER DER INITIATIVE, MAX MÜLLER UND PHILIPP VERGIN, BERICHTEN, WIE GEMEINSCHAFTLICHER ZUSAMMENHALT VERDRÄNGUNG ENTGEGENWIRKT.

UNAUF: WIE UND WARUM ENTSTAND DIE INITIATIVE BIZIM KIEZ?

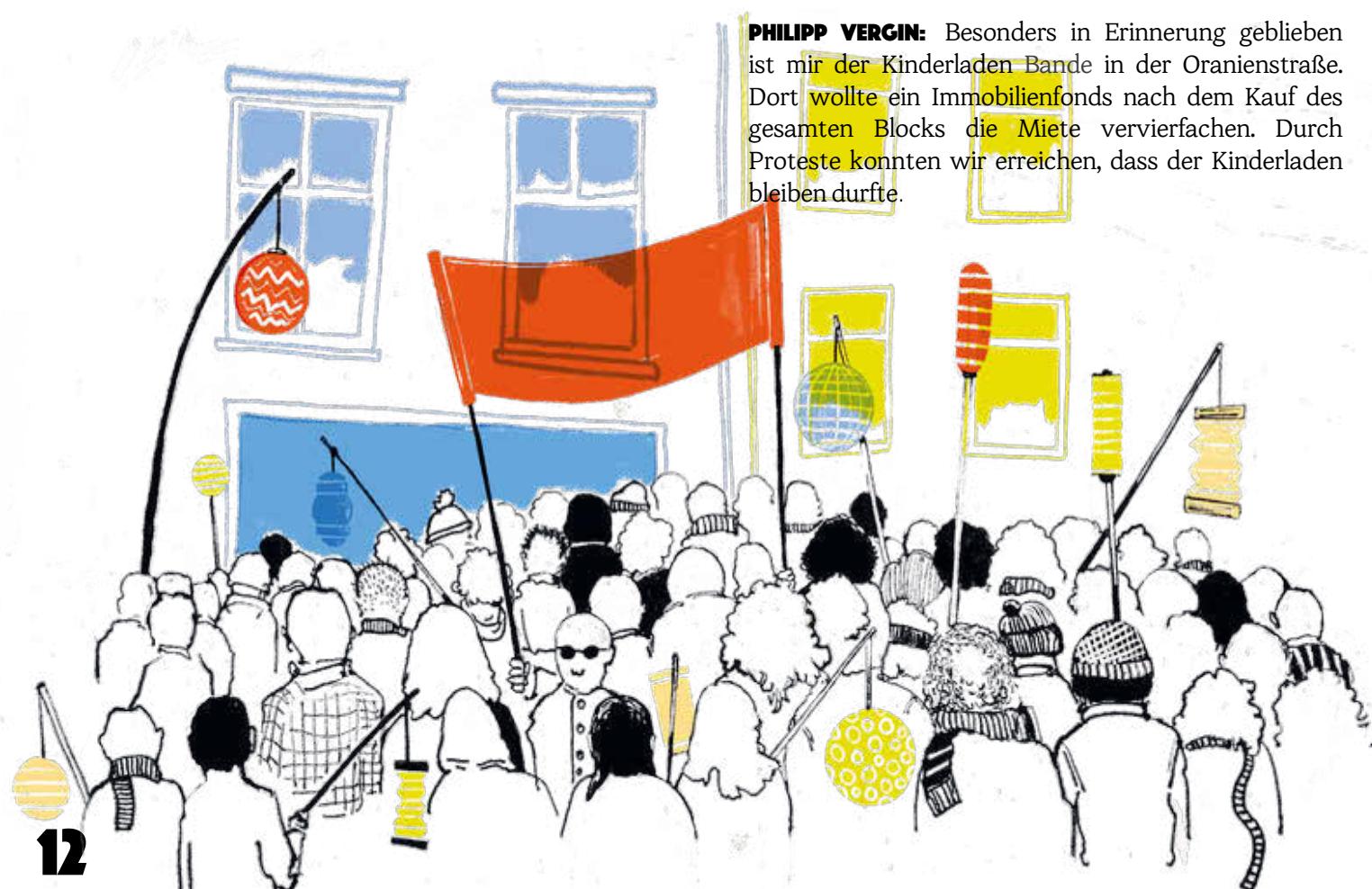
MAX MÜLLER: Ursprünglich gründete sich die Initiative im Jahr 2015, als der kleine, familiengeführte Gemüseladen Bizim-Bakkal im Wrangelkiez von der Schließung bedroht war. Für viele in der Nachbarschaft war der Laden ein wichtiger Treffpunkt, ein Ort des Zusammenhalts. Die Empörung darüber, dass ein Investor so viel Macht hat, in das alltägliche Leben unserer Nachbarschaft einzugreifen, brachte spontan ein paar Menschen zusammen, die ein erstes Treffen organisierten. Ziel war von Anfang an eine soziale Nachbarschaft, in der jeder willkommen ist. So wurde aus der Solidarität mit Bizim-Bakkal eine dauerhafte Initiative.

UNAUF: WAS SIND EURE WICHTIGSTEN AKTIONEN GEGEN VERDRÄNGUNG?

PHILIPP VERGIN: Ein fester Bestandteil unserer Arbeit ist die traditionell widerständige Laternen-Demonstration gegen Verdrängung und Gentrifizierung. Diese findet dieses Jahr zum ersten Mal seit zehn Jahren nicht statt. Dafür organisieren wir im Januar eine große Soli-Party für die Anwohnerklage gegen die Zaunpläne um den Görlitzer Park. Ein wichtiger Schwerpunkt ist unsere Mitarbeit im Bündnis Görli-Zaun-frei, das sich gegen die geplante nächtliche Schließung des Görlitzer Parks einsetzt. Der Park ist einer der wenigen Grünräume in Friedrichshain-Kreuzberg und ein wichtiger sozialer Ort, der in den 1980er- und 1990er-Jahren durch Anwohner*innen erkämpft wurde. Die Zaunpläne sind Teil einer rassistischen und rechtspopulistischen Politik, die soziale Probleme – Obdachlosigkeit, Armut, Drogen – nicht löst, sondern verdrängt. Wir brauchen soziale Lösungen für soziale Probleme. Außerdem beteiligen wir uns regelmäßig an stadtpolitischen Aktionen, etwa der 1.-Mai-Mobilisierung im Grunewald oder Projekten wie Unkürzbar. Immer wenn es konkrete Fälle von Verdrängung in unserem Kiez gibt, versuchen wir, Gegenwehr zu organisieren.

UNAUF: WO HAT BIZIM KIEZ ETWAS BEWIRKEN KÖNNEN?

PHILIPP VERGIN: Besonders in Erinnerung geblieben ist mir der Kinderladen Bande in der Oranienstraße. Dort wollte ein Immobilienfonds nach dem Kauf des gesamten Blocks die Miete vervierfachen. Durch Proteste konnten wir erreichen, dass der Kinderladen bleiben durfte.



Viele unserer Kämpfe sind nur teilweise erfolgreich, aber das Entscheidende ist oft der Prozess selbst: Menschen kommen zusammen und merken, dass sie gemeinsam etwas bewegen können.

MAX MÜLLER: Ein Moment, der für viele von uns sehr bestärkend war, war der Erfolg des Volksentscheids Deutsche Wohnen & Co enteignen. Viele aus unserer Initiative haben damals Unterschriften gesammelt und mobilisiert. Auch wenn die Umsetzung bis heute aussteht und das Thema politisch schwierig bleibt, hat das Ergebnis den Leuten Mut gemacht. Es öffnete einen Diskursraum über Vergesellschaftung und eine Stadtentwicklung, die nicht zwangsläufig den Investoreninteressen folgen muss. Der Volksentscheid hat gezeigt: Eine soziale und gerechtere Wohnungs- und Mietenpolitik ist möglich.

UNAUF: WIE SIND DIE FOLGEN VON GENTRIFIZIERUNG IM WRANGELKIEZ ZU SPÜREN? WELCHE ENTWICKLUNGEN HABT IHR IN DEN LETZTEN JAHREN BEOBACHTET?

PHILIPP VERGIN: Ich wohne seit über 20 Jahren im Wrangelkiez und habe mehrere Wellen von Gentrifizierung und Spekulation erlebt. Mittlerweile gibt es wieder viel Leerstand im Gewerbe, weil die Mieten so explodiert sind, dass sich legale Geschäftsmodelle kaum noch lohnen. Viele Häuser wurden mehrfach verkauft und sind heute im Besitz verschiedener Fonds. Gleichzeitig hat sich das soziale Bild verändert: Es gibt immer mehr Armut, Drogenkonsum, psychische Probleme. Der Kiez ist rauer geworden. Auf der Straße sieht man den Leuten beim Absturz zu, während oben Luxuswohnungen entstehen. Es ist belastend, denn wir wissen, dass diese Probleme strukturell sind.

MAX MÜLLER: Unter der rot-rot-grünen Koalition in Berlin gab es einen kleinen Aufbruch, mit neuen Gesprächen, für ein gerechteres Gewerbemietrecht. Mit der Bildung der rot-schwarzen Koalition ist dieses Momentum jedoch abgeflaut und das Klima deutlich kälter geworden. Erschwerend kommt hinzu, dass viele politische Vorhaben auf Landesebene ohnehin an bundesrechtlichen Zuständigkeiten scheitern.

UNAUF: WARUM GREIFEN AKTUELLE MIETGESETZE UND POLITISCHE MASSNAHMEN NICHT AUSREICHEND IN BERLIN?

PHILIPP VERGIN: Maßnahmen wie die Einführung von Milieuschutzgebieten helfen, aber längst nicht weitreichend genug. Viele Wohnungen stehen dauerhaft leer oder werden möbliert zu überhöhten Preisen vermietet. Auch Wohnraumbewirtschaftungsgesetze werden diskutiert, was sehr gut ist.

Notwendig ist jedoch vor allem die Vergesellschaftung großer Immobilienkonzerne, ein Umwandlungsverbot, das kommunale Vorkaufsrecht und ein Verbot von Eigenbedarfskündigungen. Sozialer Wohnungsbau muss wieder dauerhaft gefördert und langfristig an leistbare Mieten geknüpft werden. Ohne solche Maßnahmen wird der Markt weiterhin stark auf Luxus und Profit ausgerichtet sein, statt bezahlbares Wohnen sicherzustellen.

MAX MÜLLER: Auch die Mietpreisbremse ist ein sinnvolles Instrument, verliert aber durch zahlreiche Ausnahmeregelungen an Wirkung. Ein positiver Ansatz war außerdem der Mietendeckel in Berlin, der jedoch vom Verfassungsgericht gekippt wurde. Berliner Bundestagsabgeordnete haben Initiativen gestartet, um das Gewerbemietrecht im Sinne der Betreiber kleinerer Gewerbe sozialer zu gestalten. Ziel muss ein Gewerbemietrecht sein, das die Mietverträge der Gewerbetreibenden tatsächlich schützt.

UNAUF: WELCHE KONKRETEN SCHRITTE EMPFEHLT IHR EINZELPERSONEN, WENN DIESE AKUT VON STEIGENDEN MIETEN, VERDRÄNGUNG ODER INVESTOR*INNENINTERESSEN BETROFFEN SIND?

PHILIPP VERGIN: Grundsätzlich ist es hilfreich, Mitglied bei einem Mieterverein oder einer Mietergemeinschaft zu werden. Wenn erst mal das Problem im Haus ist, wird es schwierig, rechtlichen Beistand zu bekommen. Dann sollte man sich vernetzen, denn man ist mit solchen Problemen in der Stadt eigentlich nie alleine. Man kann prüfen lassen, ob Betriebskostenabrechnungen oder andere Kosten gerechtfertigt sind. Es gibt Mieter*innen-Gewerkschaften, Initiativen und engagierte Anwält*innen, die unterstützen und vernetzen. Wenn eine Hausgemeinschaft betroffen ist, kann es hilfreich sein, durch Kundgebungen oder Social Media auf die Situation aufmerksam zu machen und Politiker*innen oder Journalist*innen zu informieren. Natürlich muss man vorsichtig sein, denn Vermieter oder Eigentümer nutzen so etwas mitunter als Vorwand für eine Kündigung, mit der Begründung, das Mietverhältnis sei zerrüttet. Genau deshalb setzten sich Initiativen wie unsere dafür ein, Solidarität unter Nachbar*innen zu stärken.

MAX MÜLLER: Besonders wichtig ist auch, dass junge Menschen aktiv bleiben und sich für gesellschaftliche Belange engagieren – sei es in Antifaschismus, Antirassismus, Antigentrifizierung oder Flüchtlingshilfe. Auch wenn man nicht immer Erfolg hat, ist der Zusammenschluss viel wert.

DAS GESPRÄCH FÜHRTE SOPHIE BLEY (25, SIE/IHR), MASTER EUROPÄISCHE LITERATUREN

von der Beinpresse zum Baumhaus: vier ungewöhnliche Orte in Berlin

BERLIN HAT SONDERBARE ECKEN UND KANTEN. ES IST EINE STADT VOLLER VIELFALT, IN DER SICH PLÄTZE STÄNDIG WANDELN UND DIE SKYLINE UNAUFHÖRlich WÄCHST. UND DOCH GIBT ES ORTE, DIE UNVERÄNDERT BLEIBEN. ORTE, DIE UNS VERBINDELN ODER VONEINANDER ENTFREMDEN. UNSERE AUTOR*INNEN NEHMEN EUCH MIT DURCH DIE STADT UND ZEIGEN EUCH PLÄTZE, DIE AUF IHRE WEISE FASZINIEREN.

DAS GRÜNE DREIECK AN DER WARSCHAUER BRÜCKE

EMELY STACHE (24, SIE/IHR), BACHELOR KULTURWISSENSCHAFT UND KUNST- UND BILDGESCHICHTE

Trotz des nahenden Winters leuchtet der Grasfleck unter der Fußgänger*innenbrücke vor dem „Amazon-Tower“ in strahlendem Grün. Nur selten findet er Beachtung, denn auf der Brücke zwischen den beiden Bahnhöfen prägen Tourist*innen auf dem Weg zur nächsten Sehenswürdigkeit, gehetzte Pendler*innen und verweilende Berliner*innen das Bild.

So oder so soll das Grün nach den Plänen der Anschutz Entertainment Group (AEG) bald ein Ende finden. Die umzäunte Oase unter der Brücke soll einbetoniert werden. Quasi als Foyer für die sterile Betonwüste, die sich bereits von Über Platz bis East Side Mall erstreckt. Der letzte lebendige Fleck soll der nächsten Entwicklungswelle weichen.

Im September wurde im Baukollegium das Projekt „The Hub“ enthüllt. Auf der Brücke zwischen U- und S-Bahn-Station ist ein weiteres Hochhaus von 120 Metern Höhe geplant. Das Publikum auf der Fußgänger*innenbrücke soll dabei durch das Gebäude laufen können. Unter der Brücke, auf Ebene der Tamara-Danz-Straße, sollen eine Kiezküche, eine Fahrradreparaturstation, ein WC und ein BVG-Pausenraum entstehen. Die spontanen Raves, die immer wieder unter der Brücke stattfinden, sollen somit verschwinden. Falls es durch die Pendler*innen, die durch das Gebäude strömen, doch einmal lauter wird, dienen die „mietpreisgedämpften“ Gewerbeplätze in den unteren Etagen als Puffer für die Büroflächen oben. In den Plänen ist der einst angekündigte Wohnraum vorerst nicht mehr vorgesehen.

Gras und Kulturgeschehen sollen gleichzeitig zerstampft werden. Mit größter Mühe versuchen die Investor*innen hier alles zu desinfizieren, was soziokulturell belastet ist. Dieser leuchtende Fleck Natur – umzäunt, künstlich, seltsam – ist der letzte Hinweis darauf, was hier hätte wachsen können.





FOTO: PEXELS

EIN RAUM DER SPORTLICHKEIT?

LEA BAUMGARTEN (24, SIE/IHR), MASTER KLASISCHE ARCHÄOLOGIE

Überall in der Stadt, klappt Stahl auf Gusseisen. Tauenzen Ecke Nürnbergerstraße am Zoo gleicht Schweiss dem flutenden Licht und Form steht meist über Funktion. Der Haftbefehl-Vers „Menschliche Werte zählen nicht, nur ob er glänzt der Mercedes Benz“ könnte hier angewendet werden, wäre das Auto eine Metapher für einen stählernen Körper.

Leute können 200kg deadliften, aber keinen Baum hochklettern! Recht ungewöhnlich zu einer anderen, aber auch eigentlich dieser Zeit. Klar ist Gesundheit wichtig, aber was nutzen die Muskeln, wenn wir sie nur im Gym anwenden? Die Ungewöhnlichkeit liegt in der mangelnden Bewegung unseres Alltags. Sie liegt in der Realität, dass wir an einem Mittwochabend bei 100 dB Dua Lipa, gretes Neonlicht und Max, der viel zu nah an der gerade benutzten Beinpresse steht, nachdem er wissen wollte wie viele Sätze man noch macht, über einem Lauf im Wald, gefolgt vom Werfen ein paar Baumstämme, favorisieren müssen, weil das Großstadtleben eben doch seine Grenzen hat.

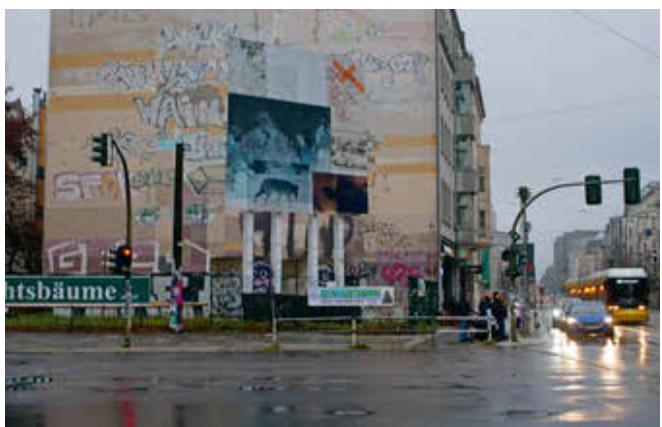


FOTO: EMELY STACHE

KUNSTINSTALLATION AN DER KREUZUNG

EMELY STACHE (24, SIE/IHR), BACHELOR KULTURWISSENSCHAFT UND KUNST- UND BILDGESCHICHTE

Blaues Leuchten. Krankenwägen jagen zur Notaufnahme der Charité. Autos, Fahrräder und Scooter. Menschen, die aus gelben Bussen und Straßenbahnen steigen, in ihre Büros hetzen oder sich in einem Café mit ihren Liebsten treffen - an der Kreuzung der Friedrich- und Torstraße herrscht Hektik. Daneben: das Bild eines Wolfes. Eingefangen in einer Collage aus Schriften, Zeichnungen und Fotografien.

Seit vier Jahren schmückt der Neue Berliner Kunstverein (n.b.k.) an der Kreuzung eine insulare Wand auf Stelzen mit wechselnden Plakaten. Es ist Werbung und doch mehr. Auf dem Weg von der Sportforschungshalle zur U6 wird man aus der Reizüberflutung des Alltags gerissen. Für einen Moment gibt es die Chance anzuhalten.

Gegenüber steht der Wolf und schaut zurück.



FOTO: WIKIMEDIA COMMONS WIKICOOKE DATA

BAUMHAUS AN DER MAUER

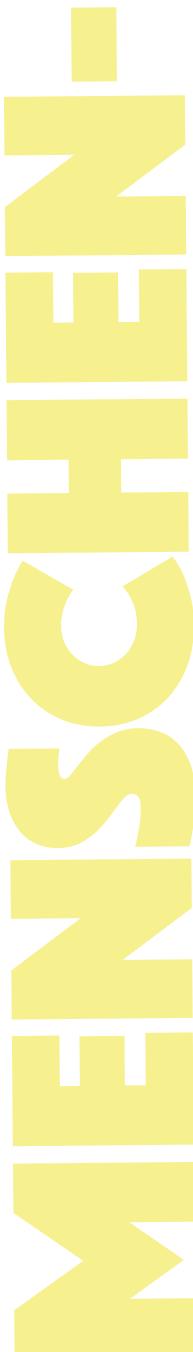
JAKOB GERSTBERGER (26, ER/IHM), MASTER KULTURWISSENSCHAFT

Ein kleines Stück Freiheit und Paradies im Niemandsland? Der aus Anatolien stammende Osman Kalin hat sich das in Berlin geschaffen. Er kam 1969 nach West-Berlin und ging 1982 in Rente. Die nun freigewordene Zeit nutzte er, um ein dreieckförmiges, etwa 80-Quadratmeter großes, Stück Land in der Nähe der damaligen Mauer in einen Garten zu verwandeln. Das Grundstück war perfekt für Kalins Gartentraum geeignet, da weder Ost- oder West-Berlin sich zuständig fühlte. Es gehörte zwar offiziell zur DDR, diese konnte aber nicht darüber verwalten, weil es faktisch auf der West-Seite lag. Falls doch mal Polizist*innen vorbeikamen, hat Kalin diese laut Erzählungen mit seiner freundlichen Art, Chai und Baklava überzeugen können, ihn zu dulden. Duldung ist seitdem der Dauermodus für den kleinen Garten mit zweistöckigem Baumhaus. Seit Osman Kalins Tod vor sieben Jahren verwaltet sein Sohn diesen ungewöhnlichen Ort. Auf Anfragen gibt er Führungen, irgendwann soll es auch ein Museum geben.

BERLIN BÄUMT SICH AUF

JUSTIN GEIGER (26, ER/KEINE), BACHELOR SOZIALWISSENSCHAFTEN

DA IST SIE, DIE GUTE NACHRICHT: BERLIN BEKOMMT EINE HALBE MILLION BÄUME MEHR. WARUM WIR HOFFEN SOLLTEN, DASS DAS AUCH UMGESetzt WIRD.



Kaum war die Entscheidung gefallen, da ging es schon los. „Schwarz-Rot verliert aus Wahlstrategie jedes Maß“, titelte etwa Christian Latz im Tagesspiegel. Und Ann Kristin Schenten fragte sich auf tagesschau.de, ob das jetzt ein „Gewinn für die Demokratie“ sei oder doch ein „populistischer Schachzug“.

Anfang November hat Berlin nun plötzlich ein neues Baumgesetz. Es ist aus der Initiative BaumEntscheid hervorgegangen, deren Forderungen praktisch eins zu eins übernommen wurden. Das überrascht. Sonst fällt der Berliner Senat eher damit auf, dass er die Torstraße lieber vierstreifig umbauen will oder gleich Gelder für die Baumpflege streicht. Und plötzlich das: ein Anpassungsgesetz, vor dem das Wort Klima steht, und eine halbe Million Bäume mehr, die auch von den Bürger*innen selbst gepflanzt werden dürfen. Wow. Scheinbar war der schwarz-roten Koalition zu heikel, über dieses Thema bei der nächsten Wahl mit abstimmen zu lassen. Vielleicht war auch die Angst vor einer Klage der Initiative groß.

140 Menschen sind in Berlin im vergangenen Sommer an den Folgen des Klimawandels gestorben. Die Zahl basiert auf einer Schätzung des Imperial College London und der London School of Hygiene and Tropical Medicine. Die beiden Unis hatten dieses Jahr ein Paper veröffentlicht, in dem sie die Folgen von Hitzewellen als „silent killer“ beziffern. Untersucht wurde ein Zeitraum im Juli, mit Daten aus 854 europäischen Städten. Das Ergebnis: Zwei Drittel der unter der Hitze Verstorbenen scheint auf das Konto des Klimawandels zu gehen.

Während uns also Ex-Springer-Chefredakteure die Klimapolitik als Meinungsmache gegen das Grillen im Garten verkaufen, ist unsere ältere Nachbarin in der Betonwüste akut gefährdet. Es ist klar, an wen sich die Polemik richtet. Wie soll die Durchschnitts-Berliner*in auch grillen, in ihrer Wohnung ohne Garten?

Also, Kosten hin oder her: Das neue Gesetz lohnt sich, trotz bröckelnder Brücken und kaputter Kulturszene. Die Hitze ist hier, um zu bleiben. Auch wenn das Gesetz nur Wahlstrategie ist, schützt es langfristig die Bewohner*innen. Ein lebenswertes Berlin muss wieder kühler werden, und da sind eine Million Bäume eine passende Vision. Wollen wir nur hoffen, dass die Pflanzen ernster genommen werden als die Mobilitätswende (R.I.P. Radweg in der Kantstraße). Unsere älteren Mitbewohner*innen werden es uns jedenfalls danken; und wir müssen auf unseren Paar-Quadratmeter-Hedonismus nicht verzichten.

GENACHTER

SOZIAL, REALISTISCH, KLIMANEUTRAL

MARTIN MÜHL (29, ER/IHM), BACHELOR STADTPLANUNG

HAMBURG BESCHLIESST PER VOLKSENTSCHEID BEREITS 2040 KLIMANEUTRAL ZU WERDEN. IN BERLIN IST EINE ÄHNLICHE INITIATIVE 2023 GESCHEITERT. EINE VERGLEICHENDE ANALYSE.

Was in Berlin vor zweieinhalb Jahren misslungen ist, ist in Hamburg geglückt. Die Bürger*innen der Hansestadt haben sich am 12. Oktober per Volksabstimmung ein neues Klimaschutzgesetz gegeben. 53,2 Prozent der Wähler*innen stimmten für den Gesetzentwurf. Das notwendige Quorum von mindestens 20 Prozent aller Wahlberechtigten wurde, anders als in Berlin, ebenfalls erreicht. Durch die Abstimmung verpflichtet sich das Land Hamburg, bis 2040 klimaneutral zu werden. Der Senat hatte ursprünglich das Jahr 2045 als Zielmarke gesetzt.

Der Erfolg der Kampagne Hamburger Zukunftsentscheid ist angesichts der politischen Entwicklungen der letzten Jahre überraschend. Während im Frühjahr 2023, als die Abstimmung in Berlin stattfand, die Klimakrise medial sehr präsent war, spielt das Thema im politischen Diskurs aktuell kaum eine Rolle. Dennoch gibt es Erklärungen, weshalb die Hamburger Initiative erfolgreich war und die Berliner nicht.

Der größte Unterschied zwischen beiden Kampagnen liegt im Datum der Zielvorgabe. Während das neue Hamburger Gesetz Klimaneutralität bis zum Jahr 2040 vorsieht, strebte die Berliner Initiative Klimaneutralität bereits zum Jahr 2030 an. Die Kampagne Berlin 2030 klimaneutral begründete dies damit, dass Klimaneutralität bis 2030 notwendig sei, um die Verpflichtungen des Pariser Klimaabkommens von 2015 einzuhalten. Diese sehen vor, die globale Erwärmung auf unter 1,5 Grad im Vergleich zum vorindustriellen Niveau zu begrenzen. Das wäre auch mit radikalen Maßnahmen zur Treibhausgasreduktion schwer umsetzbar gewesen, da die Gesetzgebungskompetenz in vielen Aspekten der Klimapolitik nicht bei den Ländern, sondern beim Bund oder der Europäischen Union liegt. Der Handlungsspielraum für einzelne Bundesländer ist dementsprechend begrenzt.

Die Radikalität der erforderlichen geforderten Maßnahmen könnte einige Berliner*innen davon abgeschreckt haben, der Initiative ihre Stimme zu geben. Da sich die Rahmenbedingungen in den letzten zweieinhalb Jahren stark verändert haben, erscheint das Jahr 2030 wohl selbst optimistischen Klimaaktivist*innen als unrealistisches Ziel. So plant die Bundesregierung den Bau weiterer Gaskraftwerke und Flüssiggas-Terminals, während der Ausbau erneuerbarer Energien nicht schnell genug vorangeht. 2024 lag die globale Durchschnittstemperatur laut der Weltorganisation für Meteorologie (WMO) 1,55 Grad über dem vorindustriellen Niveau. Damit wurde das 1,5 Grad Ziel bereits im vergangenen Jahr erstmals gerissen.

Die Hamburger Initiative setzte andere Prioritäten und betonte im Wahlkampf, dass Klimaneutralität bis 2040 sozial gerecht und realistisch umsetzbar sei. Dies ist wichtig, da Themen der sozialen Gerechtigkeit, etwa bezahlbare Mieten, häufig gegen klimapolitische Forderungen wie bessere Wärmedämmung und energetische Sanierung von Wohnhäusern ausgespielt werden.

Tatsächlich ist Hamburg nicht das einzige Bundesland, das bereits 2040 klimaneutral werden möchte. Auch Rheinland-Pfalz, Baden-Württemberg, Niedersachsen, Mecklenburg-Vorpommern, Schleswig-Holstein und Bremen haben sich zum Ziel gesetzt, fünf Jahre früher als der Bund klimaneutral zu werden. Dies machte es den Gegner*innen des Gesetzentwurfs schwerer, gegen eine vermeintliche Klimahysterie zu polemisieren. Dass mit der Umsetzung des Klimaentscheids dennoch viel Arbeit auf den Senat zukommt, zeigt das Bundesländer-Energiewende-Ranking des WWF. Dort belegt Hamburg den letzten Platz.



HIER SOLLTE EIN ANDERER NAME STEHEN

FELICITAS HOHMANN (25, SIE/IHR), MASTER EUROPÄISCHE LITERATUREN

STRAßENNAMEN DIENEN NICHT NUR DER NAVIGATION, SIE VERANKERN AUCH DIE ERINNERUNG AN IHRE NAMENSEGEBER IM STADTBILD. DOCH WAS TUN WIR, WENN ES SICH BEI DIESEN UM MENSCHEN HANDELT, DENEN AUS HEUTIGER SICHT KEINE EHRE MEHR GEBÜHRT?

Zwei Straßenschilder an einem Mast, das eine von ihnen schräg mit einem orangefarbenen Balken überklebt. So sieht es aus, wenn in Berlin eine Straße umbenannt wird. „Wir hätten gerne gehabt, dass das so bleibt. Aber das erlaubt uns das Gesetz nicht“, erzählt Mnyaka Sururu Mboro, an der Kreuzung der noch frischgebackenen Anton-Wilhelm-Amo-Straße und der Wilhelmstraße. Um ihn herum hat sich eine kleine Gruppe von Menschen versammelt und lauscht. Seit vielen Jahren führt Mboro, Mitbegründer des Vereins Berlin Postkolonial, durch die Berliner Innenstadt: Von einem mit Kolonialismus verknüpften Ort zum nächsten.

Wegen klimmender Kälte wird der Walk heute allerdings zu einem Talk. In einem Café erzählt Mboro neben seiner Jugend im postkolonialen Tansania, vor allem auch von den Straßenumbenennungen, welche seinen Verein und andere NGO seit vielen Jahren beschäftigen. Aus seiner Tasche zieht er laminierte Fotografien, die verschiedene Straßenzüge zeigen. Auf einem von ihnen ist das ehemalige Gröbenufer abgebildet. „Damit hat alles angefangen“, erinnert Mboro sich. Ursprünglich war das Gröbenufer nach Otto Friedrich von Gröben benannt, der Kolonien im heutigen Ghana gründete. Seit Februar 2010 ist die Promenade als May-Ayim-Ufer bekannt und erinnert somit an die afrodeutsche Dichterin und Aktivistin.

Für Mboro war die Umbenennung eine ganz besondere, auch weil er May Ayim selbst gut kannte. Als er als Student nach Deutschland kam, war sie es, die ihm von den kolonialen Straßennamen im Afrikanischen Viertel im Wedding erzählte. „Erst dachte ich, es ist doch ganz schön, dass sie Straßen nach Ländern, Städten und Flüssen in Afrika benannt haben“, sagt er. Doch dann erzählte sie ihm, dass es auch Straßen gab, die nach Kolonialherren benannt worden waren. „Als sie mir sagte, dass es eine Petersallee gibt, da wurden meine Knie weich“, erzählt Mboro. Schließlich wurde damit Carl Peters geehrt, der nicht nur die Kolonie „Deutsch-Ostafrika“ im heutigen Tansania, Burundi und Ruanda begründete, sondern insbesondere auch für seinen Rassismus und seine Grausamkeit bekannt war. Während seiner Zeit als Reichskommissar wurde er von der Bevölkerung am Kilimandscharo auch als mkono wa damu (blutige Hand) bezeichnet. Mittels eines Disziplinarverfahrens wurde er schließlich seines Amtes enthoben.

NAMEN AUS EINER ANDEREN ZEIT



Trotzdem gab es laut Informationen der Bundeszentrale für politische Bildung Stand 2019 in Deutschland noch mehr als zehn deutsche Städte, die ihn mit einem Straßennamen ehrten. In Hannover steht bis heute ein Denkmal, welches, inzwischen durch eine die Kolonialherrschaft verurteilende Inschrift ergänzt, Carl Peters gewidmet ist. Errichtet worden war es nicht etwa zu Peters Lebzeiten, sondern im Jahr 1939 von den Nationalsozialisten. „Im Nationalsozialismus wollte man auch den Platz an der Sonne, den man nach dem Ersten Weltkrieg verloren hatte, zurückverlangen“, erklärt Mboro. Nicht wenige der Straßennamen, die ehemaligen Kolonialherren gewidmet sind, seien daher auf diese Zeit zurückzuführen. Auch die Berliner Petersallee fand erst 1939 zu ihrem Namen. Im vergangenen Jahr wurde sie nach jahrzehntelangem Engagement zivilgesellschaftlicher Akteure in Maji-Maji-Allee umbenannt. Damit gedenkt sie heute des Maji-Maji-Krieges, bei welchem sich die Bevölkerung des Südens „Deutsch-Ostafrikas“ zusammenschloss, um gegen die deutsche Fremdherrschaft zu kämpfen.

DEUTSCHLANDWEITE DISKUSSION

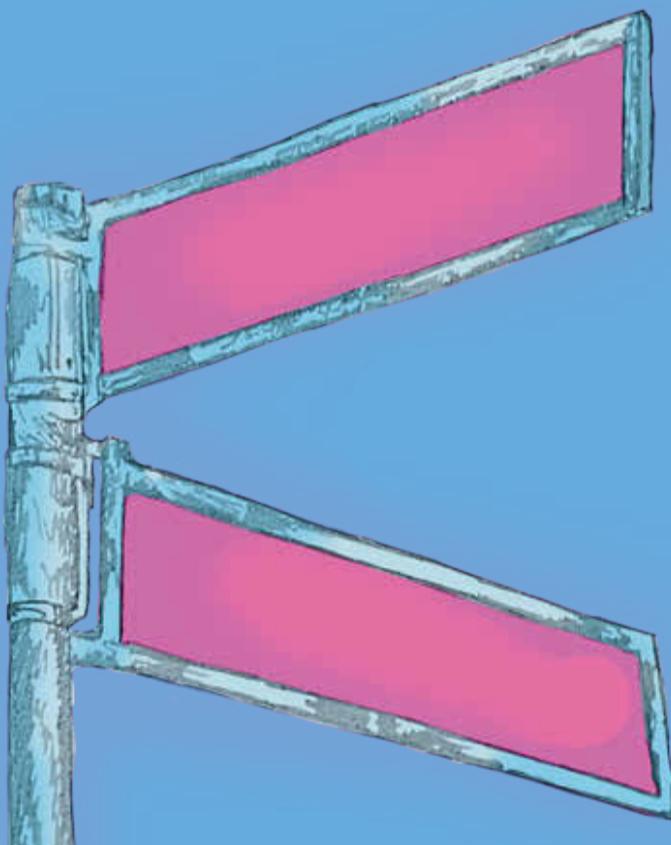
Nicht nur in Berlin hat die Diskussion an Fahrt aufgenommen, auch in anderen deutschen Kommunen ist in den vergangenen 15 Jahren vermehrt über koloniale und rassistische Straßennamen debattiert worden. Im Jahr 2021 hat die Fachkommission Geoinformation, Vermessung und Bodenordnung des Deutschen Städte- und Landkreistages deshalb eine eigene Handreichung zu Straßenumbenennungen erarbeitet. Darin heißt es: „Die Straßenbenennung spiegelt stets die aktuellen Verhältnisse, die Weltanschauung und Kultur bis hin zu den Herrschaftsverhältnissen der entsprechenden Zeit wider.“ Straßenumbenennungen sollen deshalb auch insbesondere dann möglich sein, wenn sich das Geschichtsbild verändert hat. Besonders die Verbreitung menschenfeindlichen Gedankenguts, Mitgliedschaft und Funktionen in diktatorischen oder kolonialistischen Strukturen und Verbrechen gegen die Menschlichkeit sollen heute Grund für eine Umbenennung sein. Ähnliche Erklärungen lassen sich in den Ausführungsvorschriften des Berliner Straßengesetzes finden.

Mittels dessen wurden in diesem Jahr etwa bereits die ehemalige M*-Straße nach jahrelangem Streit zur Anton-Wilhelm-Amo-Straße, sowie der Weddinger Nettelbeckplatz zum Martha-Ndumbe-Platz. Für den Verein Berlin Postkolonial ist all das ein großer Erfolg. Anderen geht ihr Engagement zu weit.

NICHT ALLE SIND MIT DEN UMBENENNUNGEN EINVERSTANDE

Mboro zieht ein weiteres laminiertes Bild aus seiner Tasche. Es zeigt ein Wahlplakat der CDU aus dem Jahr 2011. Abgebildet ist das Straßenschild der Kamerunerstraße, darüber und darunter steht: „Gegen Straßenumbenennungen im Afrikanischen Viertel. Darum CDU wählen“. Mboro wird beim Anblick auch heute noch wütend. „Wer hat denn gesagt, dass wir die Kameruner Straße umbenennen wollen? Keiner hat das gesagt“, erklärt er. Ziel sei es schließlich nicht, die deutsche Kolonialgeschichte aus dem Straßenbild verschwinden zu lassen, sondern sie kritisch zu kommentieren. Außerdem sollen statt den Kolonisatoren die Kolonisierten, und dabei insbesondere die Personen, die gegen die Fremdherrschaft kämpften, sichtbar gemacht werden. „Uns wird immer gesagt, wir wollten die Geschichte auslöschen, aber die Geschichte ist so zugedeckt, es gibt da gar nichts zu löschen“, bekräftigt Mboro.

Die Straßenumbenennungen, sie erhitzten die Gemüter. Dabei sind sie im Grunde genommen nichts Neues. Sie erfolgen ständig und jederzeit, zum Beispiel dann, wenn Ortsteile zusammengelegt werden, und sich auf einmal Straßennamen doppeln. Oder auch wenn sich die politischen Verhältnisse ändern. Es weiß nur heute kaum jemand noch, dass die Sonnenallee einst Kaiser-Friedrich-Straße hieß.



Mboro berichtet trotzdem von zahlreichen Diskussionen mit Anwohnern, sowie von Pöbeln. „Viele sagen noch heute, es hätte gar keine deutschen Kolonien gegeben, nur Schutzgebiete, und dass die Deutschen den Afrikaner*innen geholfen hätten. Aber das stimmt natürlich nicht“, sagt er. Und weiter: „Es betrifft nicht nur die Nachkommen der Kolonisierten, sondern auch die der Kolonisatoren. Wenn wir wollen, dass die jungen und künftigen Generationen zusammenarbeiten, dann darf diese Geschichte nicht zugedeckt sein. Es ist nicht in Ordnung, wenn nur eine Seite davon weiß“.

Zum Aufdecken der Geschichte gehört für ihn auch dazu, dass der alte Name der Straße nicht verloren geht. Nachdem nach einer sechsmonatigen Übergangszeit das alte Schild abmontiert wird, wollen Mboro und seine Mitstreiter*innen deshalb auch eine Informationstafel anbringen, die sowohl den neuen Namen erklärt, als auch auf den alten verweist – mit entsprechender historischer Einordnung versteht sich. „Manchmal werden diese Tafeln zerstört“, erzählt Mboro, „aber wenn wir das sehen, bringen wir eben eine neue an“.

GRAFFITI IN DER STADT – MENSCHEN, WÄNDE UND KAPITAL

ANDREAS STEIN (23, ER/IHM), MASTER ASIEN-/AFRIKASTUDIEN

IM HERZEN KREUZBERGS, AM „KOTTI“ TREFFE ICH MICH MIT MINOS. DER IN BERLIN GEBORENE GRAFFITI-SPRAYER ERZÄHLT VON SEINEM WEG ZUM SPRAYEN UND DER „SZENE“. WIR SPRECHEN DARÜBER, WIE GRAFFITI IN DER GESELLSCHAFT VERANKERT IST UND ÜBER DIE DYNAMIKEN IN SOZIALEN UND ÖFFENTLICHEN RÄUMEN.

Auf einem Pedal des Fahrrads stehend, rollt Minos näher heran. Schwarze Jacke, schwarze Hose. Ein Akzent: seine olivgrünen Nikes. Weiße Farbspritzer auf den Sneakern verraten seine Leidenschaft. Gemeinsam steigen wir die Metalltreppe hinauf und setzen uns an einen kleinen Tisch mit freiem Blick Richtung Kottbusser Tor. An einem Hochhaus haften die im Pichação-Stil gemalten Zeichen der Kreuzberger Crew Berlin Kidz. Doch auch die Wände um uns herum können sich der Graffiti-Kultur nicht entziehen. Sie sind übermalt mit hunderten von Tags. Direkt in unserem Nacken, die mobile Polizeistation.

Im Graffiti gibt es unterschiedliche Werkzeuge und Methoden der Kunst Ausdruck zu verleihen. Eine klare Grenze zieht die Legalität. Unter „Urban Art“ werden detaillierte, kunstvolle, oft große Projekte verstanden. Sie finden in der breiten Gesellschaft Anerkennung und tauchen vermehrt in Galerien auf. Sprayer*innen an der „Hall“ bedienen sich oft Techniken der illegalen Szene, die durch ihr beschränktes Zeitlimit geprägt sind. Bei der Hall handelt es sich lediglich um öffentliche und legale Wände. Ohne den Zeitdruck und die polizeiliche Verfolgung entstehen an der Hall Meisterwerke.

Hinsichtlich der illegalen Szene erzählt Minos, dass Pieces die höchste Kunst seien, da sie immer besser werden könnten. Pieces sind ausgearbeitete Schriftzüge, Symbole und Buchstabenkombinationen.

Meist mehrfarbig, mit Schattierungen, Highlights, Hintergründen und stilistischen Details. Für viele Leute aus der „Straßenszene“ fange es mit Tags an, gefolgt von Bombings, Throw-Ups und zuletzt Pieces. In der Regel werde von den Sprayer*innen nicht nur eine der Methoden genutzt.



DER WEG ZUM GRAFFITI

„Mein Vater hat eine CD dagelassen von Warren G. Das hat mich irgendwie gecatched,“ erzählt Minos. Das war sein erster Zugang zum Hip-Hop, dessen Kultur er als Ort für entwurzelte Menschen versteht. Ganz ähnlich sieht es mit Graffitis aus.

Die Ursprünge der Graffiti-Kultur, wie wir sie heute kennen, liegen im Philadelphia der 1960er-Jahre. „Sprayer“ oder auch „Writer“ genannt, haben dort mit dem „Tagging“ angefangen. Im großen Stil hat sich Graffiti erst in New York entwickelt, in den 1970er Jahren. Geprägt durch die wirtschaftliche Stagnation in den Staaten, stieg die Arbeitslosenquote rapide an. Viele Arbeitsplätze wurden gestrichen und die Gelder für öffentliche Institutionen gekürzt. Aufgrund des vorherrschenden Rassismus waren vor allem Schwarze Menschen betroffen. Gerade Jugendliche hatten keine Perspektive. Die Folge war eine Suche nach Identität und Zugehörigkeit, die sich in der Formierung von Gangs äußerte. Unterschiedliche Gruppen markierten ihre „Reviere“ mit Tags. Es war ein Kampf untereinander, aber auch eine Form der Selbstermächtigung gegen die soziale Ausgrenzung innerhalb der Stadt.



Während die Hip-Hop Kultur für viele ein Weg zur selbstbestimmten Identität war, sieht es für Minos ein bisschen anders aus. Obwohl Sprayen sein Leben prägt, lehnt er eine Identifikation mit der Kultur ab. Für ihn sei eine solche Identifikation eine Sackgasse, da er sich ständig neu definiere. Mittlerweile sprüht er seit sechs Jahren in Kreuzberg, aber auch in anderen Berliner Bezirken. Wenn er im Schleier der Nacht loszieht, geht es ihm hauptsächlich um das Weiterentwickeln seines Stiles und darum, die Kultur voranzutreiben. Außerdem ist es ihm wichtig, Raum zurückzugewinnen und sichtbar zu sein. „Vor allem in den Anfängen, wenn du rausgeht und es illegal machst, dann bist du richtig unter Strom.“



Seitdem Minos aktiv ist, nimmt er die Stadt anders wahr. Durch die Möglichkeit, Raum mitzugestalten, entwickelte sich das Gefühl, dass die Stadt „sein Ort“ ist.

An vielen Ecken sind seine Pieces zu sehen. Er erzählt aber auch von anderen Writers und ihren neuen Pieces sowie von denen, die mittlerweile verschwunden sind.

Das bewusste Wahrnehmen der eigenen Umgebung ist eine 24/7-Beschäftigung. „Ich fühle mich auch nicht so wohl an Orten, sobald kein Graffiti da ist. Irgendwas finde ich dann immer komisch, auch nicht unbedingt schlecht, aber es fühlt sich ungewohnt an. Es ist, als

wären die Menschen gar nicht da.“

SOZIALE RÄUME IN DER SZENE

Auf die Frage, ob die Graffiti-Szene eine gemeinsame Community ist, antwortet Minos zwiegespalten: „Das wäre schön, aber das ist nicht so. Graffiti zieht sich durch viele verschiedene Communities, die sich teilweise dadurch verbinden.“ Doch besonders in Berlin herrschen Machtstrukturen, die spaltend wirken.

Gerade sieht Minos einen Wandel in der Berliner Szene. Beispielsweise wird das Crossen - das Übermalen der Pieces von Anderen - nicht mehr auf einer künstlerischen und stilistischen Ebene, sondern durch physische Gewalt untereinander ausgetragen. Vermehrt sind es jüngere Menschen, die das Verhalten und die Aussagen ehemaliger bekannter Writers imitieren. „Einige denken, sie sind krass, wenn sie die meisten Leute geschlagen oder abgezogen haben.“

Gleichzeitig sind Beziehungen in der Szene eng verwoben. Minos erklärt, dass das Sprayen sehr verbindend sein kann. Sobald er an einen anderen Ort reist, geht er zuerst zum Graffiti-Store. Über das Sprayen sei es leicht, mit Leuten in Kontakt zu kommen, die ein ähnliches Mindset haben. Sobald die Writer eine gemeinsame Aktion starten, intensivieren sich die Beziehung. Hierbei spielt die Illegalität eine große Rolle, denn bei unerlaubten Aktionen braucht es ein sicheres Vertrauensverhältnis.



GRAFFITI ALS TEIL DER GESELLSCHAFT

Der vermeintlich öffentliche Raum ist häufig nicht wirklich öffentlich. Zumeist geregelt und eingeschränkt durch den Staat oder jene mit genügend Kapital. Gesellschaftliche Mitgestaltung findet stets unter definierten Rahmenbedingungen statt. Gerade in Großstädten wie Berlin zeigt sich die Verknappung des öffentlichen Raumes. Immer mehr Raum wird privatisiert oder durch den Verkehr eingenommen. Ist die Stadt und ihr öffentlicher Raum überhaupt noch für Interaktion und Kommunikation da?

„Die Hauswand muss sich jeder anschauen. Kann ich nicht mitentscheiden, wie die aussieht? Warum soll der Typ, nur weil er mehr Geld hat, entscheiden können. Wenn er keinen Bock darauf hat, kann er sie wieder weiß streichen.“ Das Sprayen an sich sieht Minos nicht als politischen Akt, denn wenn er politisch etwas bewegen will, gibt es andere Wege. Natürlich kann es politisch erscheinen, wenn sein Piece die Hauswand eines Eigentümers überdeckt. Doch manchmal sollten sie es nicht so persönlich nehmen, so der Writer.

Doch wer darf jetzt den öffentlichen Raum gestalten? Minos sieht das Sprayen nicht als Akt der Inbesitznahme, sondern als eine symbolische Praxis gegen Besitz. Für wen der Raum genau gestaltet wird, ist schwer zu sagen. Zuletzt kann er nur für sich selbst sprechen: „Ein spezielles Problem in der Graffiti-Szene ist, dass alle sehr individualistisch sind“. Hauptsächlich gehe es beim Sprayen um das Selbst, die Freunde und die Szene. Doch wir alle seien ein Organismus, hätten ein Bewusstsein, lebten zusammen und lernten voneinander. Das sich alles beeinflusse, könne nicht verhindert werden, sagt Minos zum Ende unseres Gesprächs.

ICK LIEBE DIR: URBANE EUPHORIE BIS STREETART-STEREOTYP

LUCIE HELEN MÜLLER (26, SIE/IHR), MASTER PSYCHOLOGIE

VON DAVID BOWIES LOW BIS ZU ROSALÍAS BERGHAIN FINDEN SICH IN POPULÄREN UND WENIGER POPULÄREN KUNSTFORMEN UND -WERKEN IMMER WIEDER SUBTILE ANSPIELUNGEN BIS HIN ZU OFFENEN LIEBESERKLÄRUNGEN AN BERLIN SOWIE AN DAS PHÄNOMEN (GROSS-)STADT. DOCH WAS TREIBT DIESE URBANE FASZINATION VERSCHIEDENSTER KREATIVER UND STADTBEOHNER*INNEN?

Unter dem Titel Love Letters to the City stellt das Urban Nation Museum in Berlin Schöneberg von September 2024 bis Mai 2027 Werke von 50 internationalen und in Berlin lebenden Kunstschaffenden aus, die das transformative Potential von Kunst im öffentlichen Raum zeigen sollen. Erklärtes Ziel der von Michelle Houston kuratierten Ausstellung ist es, eine Hommage an die Stadt zu schaffen und Besuchende einzuladen, einen neuen Blick auf urbane Lebensräume zu werfen.

In neun kuratorischen Unterabschnitten hangelt sich die Ausstellung an Themenbereichen wie Gentrifizierung, sozialer Ungerechtigkeit, Partizipation im öffentlichen Raum, Dekonstruktion und der Stadt als Muse entlang. Während durch die weitläufigen Oberthemen eine gewisse thematische Breite angelegt ist, kreist die künstlerische Umsetzung häufig um verschiedene Formen des Graffitis. Angereichert mit Mauer-Geschichte, dem seit dem Zweiten Weltkrieg berühmten „Kilroy was here“-Graffiti-Männchen und Co. wird hier ein wohlbekanntes Narrativ von Kunst im urbanen Raum intensiv beleuchtet und mit Werken namhafter Streetartkünstler*innen wie Banksy und Lady Pink untermauert. Ob mit diesem konventionell anmutenden Fokus auf Graffiti dem Selbstanspruch der Ausstellung, das Fördern neuartiger Perspektiven auf Kunst im urbanen Raum und das Anregen einer Neudeinition der Beziehung von Städter*innen zu ihrem Lebensraum tatsächlich Genüge getan werden kann, bleibt fraglich.

Mit 50 ausstellenden Kunstschaffenden bietet die Ausstellung Raum für Vielfalt und unterschiedliche künstlerische Positionen, was jedoch auch dazu führt, dass der Bezug zum Leitthema stellenweise vage erscheint und den Betrachtenden teilweise das Denken um mehrere Ecken abverlangt. So verweist eine spektakulär wandfüllende LED-Installation mit alten Einwegplastikflaschen von Bordalo II auf die fatale Müllproduktion und die zerstörerische Kraft von übermäßigem Konsum. Es bleibt zu bezweifeln, dass es sich hierbei um ein rein städtisches und nicht viel mehr um ein gesamtgesellschaftliches Problem handelt.

Dennoch fanden auch explizit urbane Thematiken und Liebesbekundungen Platz. So konnte ein endlos laufender Liebesbrief an die Stadt Berlin in Form einer LED-Textinstallation bewundert werden und auch das groß angelegte „Love Letters to the City“-Mural von der aus Ecuador stammenden Künstlerin Lady Pink an der Außenfassade des Museums ließ keinen Zweifel an der Begeisterung und Wirkungskraft, die Kunst im öffentlichen Raum hervorrufen und entfalten kann.

Insgesamt kann die Ausstellung durch visuelle Eindrücklichkeit und große Namen beeindrucken, gleichzeitig wirken die tatsächliche urbane Relevanz der Werke sowie die Neuartigkeit der urbanen Perspektiven nicht durchgehend überzeugend.



ILLUSTRATION : FELIX LIES

ZWISCHEN NÄHE UND ANONYMITÄT IN BERLIN

RAYO (MERLE ROTH, 23, MENSCH/DEREN), BACHELOR PHILOSOPHIE UND SOZIALWISSENSCHAFTEN

UNSER*E AUTOR*IN ZIEHT NACH VIER JAHREN BACHELORSTUDIUM IN BERLIN IN EINE ANDERE STADT. DEY BERICHTET VON DEREN ZEIT IN DER GROßSTADT: VON SELBSTFINDUNG UND EINSAMKEIT, ZUGEHÖRIGKEIT UND ANONYMITÄT.

Atem dampft in der kalten Luft, als wir das Uni-Gebäude verlassen und zum Hegelplatz hinüberlaufen. Über den Grüppchen liegt Stimmengewirr und ein bisschen zu lautes Lachen. Die anderen Erstis halten sich an ihren Zigaretten fest, aber ich will nicht rauchen. Später lande ich mit ein paar Kommiliton*innen in einer Bar, die Stimmung ist nett und wir schaffen es, den ersten Smalltalk hinter uns zu lassen. Wir sind alle froh über diese Gruppe – jedoch nur für kurze Zeit. Die meisten von uns waren zu unterschiedlich. Ich freundete mich im Laufe der Zeit mit neuen Leuten an, mit denen es entweder auch nicht so ganz passte, oder das Commitment fehlte. Viele Studierende waren (gefühlt) auch schwer erreichbar. Es wirkt, als wüssten wir alle insgeheim, dass sich das nette Gespräch zwischendurch nicht „lohnen“ würde, dass wir uns, unter den zahlreichen Studierenden, eh nicht wieder begegnen würden. Ich fühlte mich über einen längeren Zeitraum immer wieder einsam. Die Menschen waren da, aber nicht wirklich nah. Eine Erfahrung, die viele hier teilen und für die man sich nicht schämen muss.

In Lützerath waren Menschen, die mich anzogen. Im Januar 2023 war ich in dem Dorf in NRW, das für klimaschädliche Kohle abgebaggert werden sollte, um mit gegen die Räumung zu protestieren. Ich fühlte emotional, was zuvor mehr rational geblieben war: Die Gewalt des kapitalistischen Systems und den Willen, dagegen einzustehen. Als ich nach Berlin zurückkomme, nehme ich die Menschen, die von Obdachlosigkeit betroffen sind, anders wahr. Und die Menschen, die keine Zeit haben, ihnen in die Augen zu schauen, kommen mir entfremdet vor – und verkleidet, denn sie sehen dabei so hip oder schick aus. Vielleicht können sie mit ihrem Style der Anonymität ein Stück weit entfliehen: Können auffallen, anstatt übersehen zu werden. Ich hatte in Lützerath Gemeinschaft erfahren und das stand für mich im starken Kontrast zu der bisher in Berlin verspürten Distanz. In mir war Neues entstanden – und das nahm ich auch mit in mein Leben in Berlin. Kurze Zeit später zog ich in ein linkes Hausprojekt. Mit der Zeit wurde dieser Ort ein richtiges Zuhause. Ich konnte mich verbunden und nah fühlen, hatte endlich einen Anker gefunden.

Vor ein paar Monaten traf ich eine Kommilitonin wieder, die auch Teil der zu Beginn erwähnten Erstsemester-Gruppe war. Berlin sei „character building“ fanden wir. Hier treffen so viele verschiedene Menschen aufeinander. Wir müssen für uns selbst herausfinden, wer wir sein wollen und wo wir uns zugehörig fühlen. Es wird uns sehr wenig vorgegeben, vielleicht so wenig, wie nirgendwo sonst in Deutschland – außer eins: individuell zu sein.

Ich ziehe jetzt in einer Zeit weg, in der es besonders schön ist und mir ein paar Menschen in Berlin sehr wichtig geworden sind. Für mich passt gerade eine andere Stadt besser.

Ich wünsche euch, dass ihr in Berlin ankommen könnt und euch wohl fühlt. Dass ihr coole neue Erfahrungen macht in dieser Stadt, die nie stillsteht und, dass in manchen Momenten die Zeit doch stillzustehen scheint für euch.

**CHA
MÄL
EON**

Tired of
studying?
Run away with
the **circus!**



**Students
Only
19€**

Erlebt Neuen Zirkus im Chamäleon Theater!

Mit unserem Students Only Special könnt ihr die innovativsten zeitgenössischen Zirkusproduktionen hautnah erleben für nur 19,00 €¹.

Was ihr dafür braucht? Lediglich ein bisschen Spontanität und einen gültigen Schüler*innen- oder Student*innenausweis. Damit erhaltet ihr ab 30 min vor Vorstellungsbeginn an der Abendkasse Tickets zum Einheitspreis von 19,00 € für alle noch verfügbaren Preiskategorien am jeweiligen Veranstaltungstag. Ihr möchtet Eure Plätze lieber länger im Voraus buchen? Mit unseren regulären Rabatten für Schüler*innen und Student*innen spart ihr ca. 25% auf den Normalpreis.

¹ Nach Verfügbarkeit. Gilt nicht für Sonderveranstaltungen.

Experience New Circus at the Chamäleon Theater!

With our Students Only Special you can witness the most innovative contemporary circus productions for only 19.00 €¹.

How? All you need is a little spontaneity and a valid student ID. You can purchase tickets 30 minutes before the show starts at the box office for 19.00 € in all price categories still available on the day of the event. You prefer to book your seats in advance? You can save up to 25% on the full price with our regular student discount.

¹ Depending on availability. Does not apply to special events.

DER TRAUM EINER AUTHENTISCHEN GROSSTADT – DIE INITIATIVE „BERLIN WERBEFREI“

FALK MILDNER (23, ER/IHN), MASTER SOZIALWISSENSCHAFTEN

**DASS MAN SICH AUCH KONSTRUKTIV UMS SOGENANNE „STADTBILD“ SORGEN KANN, ZEIGT DIE
INITIATIVE BERLIN WERBEFREI. FÜR EINE HÖHERE LEBENSQUALITÄT SOLLEN VOR ALLEM GROSSE
WERBEANZEIGEN VERSCHWINDEN.**

Das gleißende Licht der digitalen Werbetafel strahlt in die dunkle Wohnung der Spandauerin Sylvia Weiss – nur zwischen 22 Uhr nachts und 6 Uhr morgens gibt die Anzeige Ruhe. Ein Video dieser stetigen Belastung spielt die Volksinitiative Berlin Werbefrei den Berliner Abgeordneten bei der öffentlichen Anhörung am 10. November vor. In der anschließenden hitzigen Debatte zeigt sich, wie politisch Werbung sein kann.

Nachdem ein erster Versuch, der Werbung per Volksbegehren den Kampf anzusagen, 2019 fehlschlug, kommt nun frischer Wind in die Sache. Im August hat der Senat den Gesetzesvorschlag der Initiative für rechtmäßig erklärt. Wenn das Abgeordnetenhaus die wesentlichen Inhalte des vorgeschlagenen Gesetzes bis Dezember nicht übernimmt, muss Berlin Werbefrei zwischen Januar und März 2026 mindestens 171.000 Unterschriften sammeln. Dann könnten die Berliner*innen am 20. September 2026 parallel zur Wahl des Abgeordnetenhauses auch über die Zukunft der omnipräsenten Werbung abstimmen.

Trotz des plakativen Namens der Initiative geht es aber keinesfalls um die Verbannung jeglicher Werbung. Bekämpft werden solle laut Mitbegründer Fadi El-Ghazi vor allem die „optische Dominanz“ großer Werbeanzeigen im öffentlichen Raum. Dabei sieht der Gesetzesentwurf eine Begrenzung in Größe und Format von Werbetafeln vor, digitale Werbeanlagen würden pauschal verboten werden. So wären beispielsweise auch die riesigen Werbungen an Baugerüsten oder große leuchtende Werbetafeln an Straßen passé.

Generell möchte die Initiative eine höhere Lebensqualität ermöglichen, ohne wirtschaftliche Interessen dabei außen vor zu lassen. Werbung an Litfaßsäulen und U-Bahnhöfen, wie auch an den eigenen Geschäften der Werbenden, soll weiterhin erlaubt bleiben.

Ein „Wettrüsten“ bei Werbeanzeigen möchte die Initiative allerdings verhindern. Damit meint Mitbegründerin Sarah Mohs die immer aufdringlicheren Strategien der Werbebranche.

Aber auch die Kommerzialisierung von kulturellen Räumen und Praktiken kann die Lebensqualität in der Großstadt stark beeinträchtigen. Dabei sind es oft auch multinationale Konzerne, die sich an öffentlichen Flächen und subkulturellen Praktiken wie der Street-Art oder dem Graffiti bedienen, um ihre Produkte auf subtile Art und Weise zu bewerben. Berlin Werbefrei möchte dem entgegenwirken und jeweils die Hälfte der Fläche öffentlicher Werbeanlagen lokalen Vereinen, Kultureinrichtungen und Veranstaltungen zur Verfügung stellen. Auch der beständigen Reizüberflutung des 21. Jahrhunderts soll mit der Reduzierung blinkender Reklameanzeigen entgegengewirkt werden. Die Initiative fordert somit ein Berlin, in dem man wieder mehr über die eigene Aufmerksamkeit entscheiden kann.

Die meisten Fraktionen im Abgeordnetenhaus wie auch der Senat scheinen zumindest Nachbesserungsbedarf in der Regulierung von Werbung zu sehen. Die Berliner Grünen und Linken unterstützen die Initiative ausdrücklich, während SPD und CDU eher kritisch bleiben. Dissens gibt es vor allem in der Frage, wie hoch die wirtschaftlichen Einbußen der vorgeschlagenen Verschärfungen ausfallen würden und wem diese zumutbar seien. Auch sehen CDU und Senat die bestehenden Regelungen grundsätzlich als ausreichend an. Wenn das Abgeordnetenhaus sich in der Sache nicht einigen kann, muss Berlin Werbefrei im nächsten Jahr genug Berliner*innen überzeugen, dass ihre Stadt von weniger Werbung am Ende mehr hat.

LUVRE47 ZWISCHEN BERLIN-GROPIUSSTADT UND „DEPRESSION MIT MEERBLICK“

NICOLAS BRUGGAIER (21, ER/IHM), BACHELOR GERMANISTIK UND PHILOSOPHIE

DA HAT MAN ES MAL AUS DER HEIMATSTADT RAUSGESCHAFFT UND SITZT NUN MIT DEPRESSIONEN AM MEER. DER RAPPER LUVRE47 ZEIGT AUF SEINEM NEUEN ALBUM DEPRESSION MIT MEERBLICK EINDRÜCKLICH, WIE DIE FLUCHT VOR SICH SELBST MISSLINGEN MUSS. BESONDERS FÜR DIE MENSCHEN, DIE EINE VERGANGENHEIT HABEN.

Könnten wir uns doch von unserer Heimatstadt trennen! Selbst bestimmen, was wir wo beruflich machen. Manch hoch intellektuellen Einzelfall-Rebellen behaupten zwar immer noch, sie hätten sich von ihrer Vergangenheit gelöst und wären ihr eigener Chef geworden. Irgendwann werden sie es aber auch noch merken. Wir studieren nicht, weil wir selbstbestimmt sind. Wir studieren, weil uns unser Leben hierher gebracht hat. Unsere Herkunft bleibt für immer.

Das weiß auch Rapper Luvre47, der auf seinem neuen Album Depression mit Meerblick erzählt: Auch einen erfolgreichen Musiker, der bei 35 Grad am Strand liegt, lässt die Kälte der Straßen von Berlin-Gropiusstadt nicht los.

EINES DER KINDER VOM BAHNHOF ZOO

Denn die Neuköllner Gropiusstadt ist kein Hipster-Kiez. Ursprünglich sollte hier eine Großwohnsiedlung entstehen. Auf den weiten Äckern des südlichen Zipfels von Berlin sollte genug Platz sein, um ein paar Hochhäuser bis in den Himmel zu ziehen. Die Situation verschärfte sich, als 1962 die Berliner Mauer gebaut wurde. Wo erst 15.000 Berliner*innen ihr Zuhause einrichten sollten, waren es plötzlich 50.000. Der Grund: Platzmangel. Das bedeutete höhere Häuser, weniger Grünflächen, mehr Infrastruktur. Wie es sich in der Wohnsiedlung leben ließ, kann man heute noch in Christiane Felscherinows Wir Kinder vom Bahnhof Zoo nachlesen.

Drogen verkaufen wird zur Berufsperspektive, Nachbarn kennt man nur von Ruhestörungen, Tourist*innen lohnen sich für Einheimische nur, wenn man ihnen den Geldbeutel abziehen kann. Seit 2002 ist die Siedlung ein anerkannter Ortsteil von Berlin-Neukölln. An den sozialen Problemen hat sich allerdings nicht viel geändert.

Auch nicht für Luvre47, der hier kurz vor der Jahrtausendwende geboren wurde. Das schreibt jedenfalls die Zeit 2021. Doch mit seinem Alter ist es wie mit allen anderen Informationen zu seinem Leben. Nichts ist sicher. Weder sein Alter noch sein echter Name. Das braucht ein Künstler nicht, der seine Texte für sich sprechen lassen möchte.

LUVRE47 ZWISCHEN SELBSTMÖRDERN UND FREUNDEN HINTER GITTERN

Das einzige, was wir mit Sicherheit wissen, ist, dass er in Berlin-Gropiusstadt aufgewachsen ist. Und hier erzählt er von einer Welt, die in Trümmern liegt. Auf Hinterm Block erinnert er sich an einen Nachbarn, der aus dem zehnten Stock gesprungen ist. An Freunde, die hinter Gittern sitzen. Und an die eigene Zukunft, die von dem Geld abhängt, das er vom Drogenhandel erntet.

Immer schon schleicht ein tristes und hoffnungsloses Gefühl durch die Texte von Luvre47. Auf seinem neuen Album Depression mit Meerblick erreicht es den Rand des Ertragbaren. Dabei sollte man doch annehmen, ein gemachter Rapper könnte sich nun endlich mal ein großes Haus in Grunewald leisten.

Regelmäßige Urlaube auf den Malediven oder Mallorca noch dazu. Doch leider zählt die sogenannte Überlebensschuld zur Berufskrankheit der meisten Rapper*innen. In teuren Autos sitzt die Vergangenheit auf dem Beifahrersitz und erinnert an alte Freunde ohne Geld. Einen von ihnen lässt Luvre47 auf dem Song Genug ist nie Genug zu Wort kommen: „Vielleicht zu viel verlangt“, sagt Broski, der grad Thunfisch isst. Guter Junge, ehrlich, nur für ihn war halt die Schule nix“.

DIE FLUCHT VOR DER VERGANGENHEIT

Das Album spielt mit Bildern aus einer Welt, die sich der junge Luvre47 nie hätte erträumen können und mit einer Welt, an die sich der alte Luvre47 erinnern muss. „Kühlschrank leer und kein Gewissen zu gut gedeckten Tischen“, dichtet er auf dem Song Meeresrauschen. Ein Rauschen, das einem all das erzählt, von dem man sich so gerne trennen würde – wenn man denn könnte.

Denn genau das ist der Tenor des Albums. In einer 30-stöckigen Hochhaussiedlung gibt es keine Zeit, sich selbst zu finden. Es gibt keine Asienreise nach dem Abi oder ein Vermögen, auf dem man sich ausruhen kann. Wo Supermärkte rar sind, sind es Therapieplätze sowieso. „Drauf geschissen, wenn sie mein'n, man sieht mir an, ich müsst mal reden“, rappt Luvre47 auf dem Outro-Song Fundament. Es ist ja mittlerweile eine Binsenwahrheit, dass die eigenen Perspektiven von dem Kapital der Eltern abhängen. Doch das Album macht schonungslos klar: Es sind nicht nur die Perspektiven, es ist ein Lebensgefühl, das einen nie ganz loslässt.

Ein Lebensgefühl, das einem antrainiert hat, mit Enttäuschungen zu rechnen. Auf dem Zufriedenheit Skit erzählt Luvre47, er habe immer einen Zug nach vorne, einen unstillbaren Hunger. Es wirkt fast so, als wäre der Bauch für immer leer, wenn er einmal leer ist. Er endet mit dem Satz: „Zufriedenheit ist 'n ziemlich unkreatives Lebensgefühl“.

MUSIK IST KEINE LÖSUNG

Traumatische Erfahrungen heilen nicht einfach so. Und wenn es keinen Therapieplatz gibt, dann muss wohl das Mikrofon im Studio herhalten. Im Straßenrap ist das ein gängiges Stilmittel. Der Rapper Kendrick Lamar hat auf seinem Album Mr. Morale & the Big Steppers jeden Song zu einer eigenen Therapiesitzung gemacht. In dem Musikvideo zum Song Count Me Out können wir regelrecht bei einer zusehen.

Doch wenn Zufriedenheit zu Unkreativität führt, was bleibt einem Künstler dann übrig? Wie es aussieht, nichts. Luvre47 rappt auf dem Song Meeresrauschen selbst: „Ich komm' klar, treff mich im Paradies mit leeren Augen“. Er sieht in die Zukunft und sieht darin seine Vergangenheit, die sich mit scharfen Krallen an seine Versen heftet. Auch der Autor Franz Kafka schrieb einst über seine Heimatstadt: „Prag lässt nicht los. Dieses Mütterchen hat Krallen“. Die Herkunft, die einen nicht loslässt und die man nicht loslassen kann. Das Thema wird in kulturellen Kreisen wohl nie auserzählt sein.

Luvre47 macht sich währenddessen weiter zum Ausnahmerapper. Mit seinem dritten Studioalbum gehört er nicht nur zu den erfolgreichsten Rapper*innen der Szene, sondern auch zu den lyrisch anspruchsvollsten. Man kann nur gespannt bleiben, wo die Reise noch hingeht. Ans Meer wahrscheinlich nicht.

ZWISCHEN SCHALL UND RAU(S)CH

AWARENESS-TEAMS SCHAFFEN IN BERLINER CLUBS RÄUME DER FÜRSORGE, MITTEN ZWISCHEN RAUSCH, ENGEM DANCEFLOOR UND NÄCHTLICHEN AUSNAHMEN. SIE SIND DA, WENN MENSCHEN ZU VIEL KONSUMIERT HABEN ODER WENN GRENZEN ÜBERSCHRITTEN WERDEN. ICH SPRECHE MIT EINEM EHEMALIGEN AWARENESS- UND DROGENHILFEMITARBEITER ÜBER SEINE ARBEIT.

Die Tage werden kürzer, die Nächte immer länger und verleiten den Weg in die Clubs dieser Stadt. Darüber, ob Sommer oder Herbst die bessere Zeit ist, sich zwischen drückenden Bässen und Qualm zu bewegen, lässt sich streiten. Fest steht: Tanzen gehört in Berlin das ganze Jahr über dazu. Laut Clubcommission existieren hier rund 280 Clubs, andere Zählungen sprechen von bis zu 311. Und nicht nur Berliner*innen nutzen diese Räume: Rund drei Millionen Tourist*innen reisten 2018 allein für das Nachtleben, so die Clubcommission. Spätestens seitdem Berlins Technokultur im März 2024 Teil des Immateriellen Kulturerbes wurde, sollte klar sein: Techno ist längst mehr als nur Musik. Es ist gelebte Kultur, Ausdruck von Gemeinschaft und Kreativität.

Doch auch dies steht zunehmend in der Kritik. Sei es durch den Verlust seiner Wurzeln zur Schwarzen Community, die Kommerzialisierung oder den Umgang mit Drogen. Inmitten des bunten Chaos stehen Awareness-Teams, die versuchen, Fürsorge in einer Umgebung zu verankern, in der Ekstase und Erschöpfung so nah beieinander liegen.

Ich spreche mit einem 24-jährigen ehemaligen Awareness- und Drogenhilfemitarbeiter, der sich zwischen verschiedenen Clubs zwei bis drei Jahre lang um alle gekümmert hat, die es brauchten.

UNAUF: WAS BEDEUTET CLUBKULTUR FÜR DICH PERSÖNLICH?

A: Zwiegespalten. Anfangs war alles neu, aufregend, lebendig. Doch mit der Kommerzialisierung ging viel verloren. Was mich noch berührt, sind die Solipartys, in denen hinter der Party eine Haltung steht. Das ist das Herz der Clubkultur: menschliche Verbundenheit und gemeinsames Aufbegehren.

UNAUF: WARUM HAST DU ANGEGANGEN, IM CLUB ZU ARbeiten?

A: Als ich nach Berlin zog, war das alles neu für mich, diese Art, Freizeit zu leben, sich zu spüren, neue Gefühle zuzulassen. Irgendwann habe ich gemerkt, dass ich auch beruflich Teil davon sein will. Eine Freundin arbeitete im Awareness-Team und ich dachte, das passt. Ich arbeite gern mit Menschen, will wissen, wie es ihnen geht und wie ich sie unterstützen kann.

UNAUF: WAS MACHT EINE GUTE AWARENESS-PERSON AUS?

A: Akzeptanz. Man muss Menschen in schwierigen Momenten annehmen, ihnen zuhören, verstehen, wo sie stehen. Und man braucht Empathie. Viele, die in Awareness-Teams arbeiten, kennen die Clubkultur auch von der anderen Seite: Sie wissen, wie man feiert, konsumiert, tanzt. Das hilft, Situationen besser einzuschätzen. Gleichzeitig muss man begreifen, dass kein Club ein sicherer Raum ist. Gewalt, Diskriminierung, patriarchale Strukturen gibt es auch hier. Awareness bedeutet, damit umgehen zu können.

UNAUF: DROGEN SPIELEN DABEI EINE GROSSE ROLLE. WIE ERLEBST DU IHREN PLATZ IN DER SZENE?

A: Der Rausch gehört zur Clubkultur. Menschen wollen spüren, loslassen, sich selbst neu erfahren. Manche Substanzen intensivieren das. Es ist ein Experimentieren mit Bewusstseinszuständen. Aber natürlich gibt es auch Schattenseiten: Verdrängung, Überforderung, Kontrollverlust. Und da kommen wir ins Spiel, um Menschen aufzufangen, wenn die negativen Seiten übernehmen.



UNAUF: WIE SIEHT DAS KONKRET AUS?

A: Wir sind immer sichtbar mit Westen, auf denen „Awareness“ steht. Die meisten wissen inzwischen, was das bedeutet. Wir werden gerufen, wenn jemand sich unwohl fühlt, übergriffig behandelt wurde oder einfach jemanden zum Reden braucht. Es gibt aber auch akute Fälle von Überdosierungen. Dann zählt Erfahrung: Was wurde konsumiert? Wie viel? Ist Mischkonsum im Spiel? Wir versuchen zu stabilisieren, bringen Betroffene in den Ruheraum, geben Wasser, beruhigen. Wenn nötig, holen wir Sanitäter*innen oder rufen den Krankenwagen.

UNAUF: WELCHE SUBSTANZ BEREITET EUCH AM MEISTEN PROBLEME?

A: Ganz klar GHB oder G (auch Liquid Ecstasy genannt). Die Grenze zwischen „angenehmhigh“ und „lebensgefährlich“ ist extrem schmal. Viele unterschätzen das. Es passiert regelmäßig, dass Leute zusammenbrechen. Für uns ist das psychisch belastend, weil man nie weiß, ob jemand wieder aufwacht.

UNAUF: HAST DU ÜBER DIE JAHRE VERÄNDERUNGEN BEMERKT, IM KONSUM ODER IN DER CLUBKULTUR ALLGEMEIN?

A: Ja. Ketamin ist inzwischen Standard, G und Mephedron nehmen stark zu. Diese Drogen spiegeln auch gesellschaftliche Zustände wider: steigende Preise, prekäre Arbeit, Druck. Viele wollen am Wochenende einfach vergessen. Mephedron oder G halten dich länger wach, du kannst durchfeiern, dich frei fühlen, bis Montag alles wiederkehrt. Es ist ein Kreislauf aus Erschöpfung und Rausch.

UNAUF: WAS GEFÄLLT DIR AN DIESER ARBEIT?

A: Der Kontakt mit Menschen. Wenn dir jemand sagt, dass er sich sicherer fühlt, weil du da bist, ist das unglaublich schön. Oder wenn du siehst, wie jemand, den du in einer Krisensituation betreut hast, später wieder vorbeikommt, dankbar, klarer, lebendig. Das macht den Unterschied.

UNAUF: WIE KÖNNTE EINE WIRKLICH FÜRSORGLICHE CLUBKULTUR DER ZUKUNFT AUSSEHEN?

A: Sie müsste auf echten gesellschaftlichen Veränderungen beruhen. Ein System, das die Bedürfnisse der Menschen in den Mittelpunkt stellt, und eine Drogenpolitik, die auf Aufklärung und Entkriminalisierung setzt. Awareness sollte kein ausgelagertes Extra sein, sondern Teil des Miteinanders. Fürsorge beginnt auf der Tanzfläche, wenn wir alle Verantwortung füreinander übernehmen.

DAS GESPRÄCH FÜHRTE KIM CHI LUU (24, SIE/IHR), MASTER SOZIALWISSENSCHAFTEN

BETRACHTUNGEN EINER ZUGEZOGENEN – EIN BESUCH IN SPANDAU



MILLA JENSSSEN (25, SIE/IHR), MASTER ETHNOGRAPHIE

EINES WAR UNSERER AUTORIN BEI DER WG-SUCHE KLAR: ANGEBOTE, DIE AUSSERHALB DER RINGBAHN LIEGEN, WERDEN IGNORIERT. DAS IST ZWAR AUFGEGANGEN, „RAUSGEWAGT“ HAT SIE SICH TROTZDEM. EIN BERICHT DER ERSTEN EINDRÜCKE.

Nach Kreuzkölln oder Friedrichshain ziehen, das war mein Traum als ich für meinen Master nach Berlin gezogen bin. Die coolen Stadtteile halt. Letztendlich ist es Wilmersdorf geworden. Damit bin ich auch sehr glücklich, aber darum soll es hier nicht gehen. Denn – Überraschung – Berlin hört außerhalb der Ringbahn nicht einfach auf. Das durfte ich das erste Mal bei einem Besuch in Tegel feststellen, als ich dort bei einem Spaziergang am Tegeler See entlang das Gefühl hatte, auf der Uferpromenade eines Kurparadieses gelandet zu sein. Das zweite Mal „raus“ geht es, als ich mir beim Gesundheitsamt Lichtenberg meine Infektionsschutzbescheinigung für die Arbeit abhole. Das Erste, was mir beim Anblick des Gebäudes durch den Kopf schießt: Hier wird Gesundheit zu Grabe getragen. Von außen sieht es aus wie ein seit Jahren leerstehender Plattenbau mit unzähligen Zwei- bis Dreizimmerwohnungen, in denen sich der Nikotingeruch im Teppichboden festgesetzt hat.

Nach diesen zwei sehr gegensätzlichen Erfahrungen zieht es mich für meinen dritten Ausflug in einen Stadtteil, über den ich bisher kaum eine andere Beschreibung als „langweilig“ gehört habe. Nach Spandau.

Die Hard Facts: Der Stadtteil grenzt an Reinickendorf, Charlottenburg-Wilmersdorf und Steglitz-Zehlendorf, hat circa 250.000 Einwohner*innen und wird von der U7 sowie der S9 als eine der letzten Stationen angefahren. Mein erster Eindruck, als ich an einem nebligen Sonntagvormittag aus der U-Bahn-Station in die Fußgängerzone der Spandauer Innenstadt trete, ist, dass hier nichts mehr an Berlin erinnert, sondern dass das hier auch die Fußgängerzone irgendeiner beliebigen bayerischen Kleinstadt sein könnte. Die Häuser sind niedrig, viel Backstein, ein bisschen Fachwerk, bei Sonnenschein vielleicht sogar idyllisch. Im grauen Novembernebel erscheinen die Angebote in den Schaufenstern der Spandauer Reisebüros jedoch umso verlockender. Direkt an der U-Bahnstation steht außerdem eine imposante Backsteinkirche, die auch gut auf einen Dorffriedhof passen würde. Das schönste Gebäude der Innenstadt ist die von Efeu bewachsene, villaähnliche Stadtbibliothek, die sympathischerweise auch sonntags offen hat. Ein wenig ernüchtert von meinem bisherigen Ausflug entschließe ich mich noch, die Zitadelle, das Wahrzeichen Spandaus, zu besuchen. Auf dem Weg stolpere ich über ein sehr süßes Zimtschneckencafé, das – wären die Zimtschnecken vegan – auch im Prenzlauer Berg stehen könnte.

Mit einem Café und einer Zimtschnecke in der Hand bin ich Spandau gleich viel wohlgesonnener und spaziere an der Havel entlang Richtung Zitadelle. Was auffällt, sind die vielen Kinderwagen und, dass die Leute sehr viel langsamer unterwegs sind als in den zentralen Berliner Gegenden. Es herrscht eine sehr entschleunigte Sonntagsstimmung und die Schwäne, die auf dem Wasser treiben, die goldenen Herbstblätter und die klare Luft machen mich mit meinem Kaffee in der Hand richtig glücklich. Von der Uferpromenade hat man einen guten Blick auf das Heizkraftwerk Reuter West, dessen Abgase sich mit dem bewölkten Himmel vermischen. Ignoriert man dessen umweltschädliche CO₂-Emissionen, strahlt diese Ecke Spandas mitsamt ihrer leerstehenden Fabrikgebäude vor dem Kraftwerk einen eigenwilligen Industriecharme aus. Mein Highlight Spandas soll aber die Zitadelle werden. Bereits der Spazierweg um die Zitadelle, einer Festungsanlage aus der Zeit der Hochrenaissance, sieht mit seinen orangen und gelb leuchtenden Bäumen aus wie ein kleiner Pinterest-Traum. Wie erwartet gibt es im Inneren der Festung viele Informationen zur Geschichte der Festung und auch das stadtgeschichtliche Museum Spandau befindet sich auf dem Gelände. Positiv überrascht mich, dass es dort auch ein Theater, eine Jugendkunstschule, ein Keramikatelier und eine Ausstellung zu Straßenumbenennungen in Berlin mit feministischen und postkolonialen Perspektiven gibt. Mein Highlight ist die Ausstellung zu Vera Mercer im Zentrum für Aktuelle Kunst, das sich ebenfalls auf dem Gelände der Zitadelle befindet. Ihre Fotografien von Pariser Straßenszenen und ihrem illustren Freundes- und Bekanntenkreis – Niki de Saint Phalle, Marcel Duchamp, Meret Oppenheim – wecken Erinnerungen an mein Kunst-Abi und entführen ins Paris der 1960er Jahre. Der Eintritt (2,50 Euro für Studierende für das gesamte Gelände) hat sich auf jeden Fall gelohnt.

Würde ich nochmal nach Spandau fahren? Allein vermutlich nicht, dafür hat Berlin auch innerhalb des Rings genug zu bieten. Im Falle von geschichtsinteressiertem (Familien-) Besuch ist die Zitadelle Spandau hingegen ein Ort, den es lohnt, auf dem Schirm zu haben. Und auch wenn eure Familie Angst haben sollte, dass ihr im wilden Berlin nur bis zum nächsten Clubbesuch lebt, euch längst selbst verloren habt und das Mehl auf dem Regal eigentlich Koks ist, dann ist ein gemeinsamer Ausflug nach Spandau vielleicht genau das Richtige, um zu zeigen, dass Berlin auch ganz bürgerlich idyllisch sein kann.



DAS ANDERE BERLIN: DER POTSDAMER PLATZ IM WANDEL DER ZEIT

KASPAR PREUSS (23, ER/IHM), MASTER EUROPEAN STUDIES

ZUM VERWEILEN UND FLANIEREN LÄDT DER HEUTIGE POTSDAMER PLATZ NICHT WIRKLICH EIN. EINST EINES DER SCHILLERNDSTEN UND MEIST FREQUENTIERTEN ZENTREN MITTELEUROPAS, PRÄSENTIERT ER SICH MITTLERWEILE ALS AALGLATTE „HOCHHAUS-CITY“. WARUM DIESES KONZEPT DER GESCHICHTE DES PLATZES NICHT IM ANSATZ GERECHT WIRD.

„Naja, da ist halt der DB-Tower, das Sony Center und eine von Dutzenden Burgermeister-Filialen. Ansonsten ein paar Reihen an Bürogebäuden und...achja! Die Mall of Berlin steht da ja auch noch rum. Oder ist das schon der Leipziger Platz?“

So oder so ähnlich wurde mir als Neuankömmling in Berlin einer der angeblich bedeutendsten Plätze der Hauptstadt vorgestellt. Dieser befindet sich direkt in Mitte und - so dachte ich - wäre damit eine Art Zentrum der Stadt, vergleichbar mit der Puerta del Sol in Madrid oder der Piazza di Spagna in Rom. Gut, die Beschreibung meines Kumpels machte mir zwar wenig Mut, aber irgendetwas Interessantes lässt sich doch bestimmt finden...oder?

Einmal da gewesen, hätte meine Ernüchterung kaum gewaltiger sein können: Gesichts- und seelenlose Glaskästen und kubusförmige „Office-Spaces“ bestimmen das triste, graue Bild des Platzes. Aber wie kann das sein?

Die Gründe dafür dürften allen bekannt sein, die im Geschichtsunterricht kein Nickerchen gemacht haben. Der Platz wurde schließlich im Zweiten Weltkrieg zur vollständigen Unkenntlichkeit zerbombt und lag anschließend fast 50 Jahre brach, da die deutsch-deutsche Grenze mitten hindurchlief. Schaut man sich allerdings heute Bilder aus den 1920er- oder 30er-Jahren an, erleidet man eventuell einen akuten Heulkampf. Das war ja mal schön da!

Bereits vor dem Anfang des 20. Jahrhunderts galt der Platz als einer der Hauptverkehrsknotenpunkte der wachsenden Metropole Berlin. Das jüdische Kaufhaus Wertheim, das Künstlercafé Josty, die Erlebnisgastronomie im Haus Vaterland, der Potsdamer Bahnhof sowie das in den 1930ern als modern geltende Columbushaus bestimmten vor langer Zeit einmal das geschäftige Treiben.



FOTO: KURT TUCHOLSKY LITERATURMUSEUM

Seit den frühen 1910er-Jahren von manchen Kritikern als „Moloch“ oder „Großstadtkloake“ verschrien, bildete sich am und um den Platz herum ein Amüsierviertel für Feierlustige, samt Varietétheatern, Kneipen und Straßenprostitution. Das Gemälde Potsdamer Platz, 1914 des expressionistischen Künstlers Ernst Ludwig Kirchner stellt den „verruchten Glamour“ des Platzes eindrucksvoll dar, mitsamt elegant gekleideten Damen - möglicherweise Sexarbeiter*innen - inmitten einer stark verzerrten, nächtlichen Straßenszene. Das Besondere am Schönen ist allerdings, dass es vergänglich ist; so auch hier.



FOTO: WILLY PRACHER

Nachdem der Platz nach der Schlacht um Berlin schwere Zerstörungen erlitten hatte und ab dem Mauerbau für knappe 30 Jahre eine Art Niemandsland zwischen Ost- und Westberlin darstellte, begann kurz nach der Wiedervereinigung die Neubebauung des Geländes. Entgegen der Erwartung einer klassischen Rekonstruktion lancierte der italo-britische Architekt Richard Rogers das Konzept einer modernen Hochhaus-City. Trotz andauernder Proteste seitens der Berliner Bürger*innen wurde das Konzept teilweise umgesetzt. Das Ergebnis erinnert im besten Fall an eine unausgereifte Version des Pariser Viertels La Défense, im schlechtesten wünscht man sich die innerstädtische Brache zurück.

Was sich festhalten lässt: Der Potsdamer Platz war augenscheinlich einmal eines der, wenn nicht sogar das Zentrum unserer Hauptstadt.

Um nicht in fragwürdiges „Früher war alles besser!“-Territorium abzudriften, sollte klargestellt werden, dass die Zeit nach dem Ersten Weltkrieg und vor der NS-Herrschaft keineswegs so rauschend und euphorisch für die breite Bevölkerung Deutschlands war, wie so oft in sämtlichen Medien dargestellt. Hyperinflation, Arbeitslosigkeit, daraus resultierende Kleinkriminalität und Zwangsprostitution waren allgegenwärtig. Lediglich eine dünne, dekadente Oberschicht erlebte die legendären „Roaring 20s“ in vollen Zügen.

Darüber hinaus ist das Schicksal des Potsdamer Platzes selbstverständlich kein Einzelfall: bedeutende Bauten und Plätze wie der Alexanderplatz, der Anhalter Bahnhof und der Schlesische Bahnhof (heute Ostbahnhof) wurden ebenso dem Erdboden gleichgemacht. Alleinstellungsmerkmal des Potsdamer Platzes ist seine zentrale Lage und die damit verbundene, ehemalige Grenzsituation.

Das Berlin von heute hat mit der Metropole von damals in vielerlei Hinsicht wenig gemein. Das gewollt neutral wirkende Stadtbild samt reihenweise entstuckter Altbaufassaden, Glaskästen, welche genauso in Kuala Lumpur stehen könnten, und den immer noch teilweise vorhandenen, unbebauten Flächen im ehemaligen Ostberlin machen die deutsche Hauptstadt zu einem - aus architektonischer Sicht - eher uninspirierenden Ort. Sollte man diesem Umstand entgegenwirken? Oder macht dieser spezielle, depressiv-an gehauchte Flair das moderne Berlin gerade aus?



FOTO: WIKIMEDIA COMMONS ANSGAR KORENG

Mit der LfB School bietet das Literaturforum im Brecht-Haus ein kostenfreies Seminarprogramm mit wechselnden Seminarleiter*innen an. Die LfB School versteht sich als Forum kritischer Wissenschaften jenseits universitärer Verpflichtungen.

Jetzt zum LfB School Newsletter anmelden und kein Seminar mehr verpassen!

www.lfbrechthaus.de



„DIE POESIE LIEGT AUF DER STRAßE“ – EINE STADTERKUNDUNG DURCH BERLIN MIT DER DÉRIVE-METHODE

JAKOB GERSTBERGER (26, ER/IHM), MASTER KULTURWISSENSCHAFT

WAS PASSIERT, WENN MAN DIE STADT NICHT DURCH IHRE STRÄßen, SONDERN DURCH IHRE STIMMUNGEN LIEST? UNSER AUTOR BEGIBT SICH AUF EINE EXPERIMENTELLE ERKUNDUNG BERLINS NACH DER DÉRIVE-METHODE VON GUY DEBORD.

Wie fühlt sich eine Stadt an? Was leitet unsere Wege und Entscheidungen? Wo fühlen wir uns wohl, wo wollen wir schnell wegkommen? Dies sind die Fragen, mit denen sich die Methode der Stadterkundung beschäftigt, welche unter dem Namen *dérive* bekannt wurde. Erfinder der Methode ist der französische Philosoph und Filmemacher Guy Debord. Zusammen mit der von ihm gegründeten Gruppe der Situationisten, einem losen Zusammenschluss aus sozialistischen Revolutionär*innen, Künstler*innen und Intellektuellen, versuchte Debord mithilfe von *Dérives*, urbane Räume neu zu verstehen und zu erforschen. Kann diese Methode aus den 1950ern auch heute noch angewendet werden, spannende Erfahrungen und aufschlussreiche Ergebnisse hervorbringen? Einen Versuch ist es wert.

Startpunkt meines *Dérives* ist der Haupteingang des HU Campus Süd. Stadterkundung bedeutet immer wieder Entscheidungen treffen. Biege ich nach links ab oder nach rechts? Hauptinteresse eines *Dérive* ist die Psychogeografie, sprich die Art und Weise, wie Architektur und andere Elemente der Stadt uns emotional in bestimmte Richtungen ziehen und unseren Gefühlszustand beeinflussen. Mich zieht es in dem Moment nach links, Richtung Humboldt Forum. Mehr interessante Gebäude, die auch näher sind als rechts, Richtung Brandenburger Tor. Unter den Linden ist aber auch eine sehr touristische Straße, immer wieder muss man fotografierende Gruppen umschiffen. Um dem zu entfliehen, zieht es mich in eine Seitenstraße zur Friedrichswerderschen Kirche. Eine kleine Oase der Ruhe, und doch so nah am Trubel. Außerhalb der Oase finde ich mich leicht rechts vor dem Auswärtigem Amt wieder.

Debord empfiehlt schriftliche Beschreibungen teilweise kryptisch-poetisch und kurz zu formulieren, ganz im Sinne des französischen Sprichworts „la poesie est dans la rue“, die Poesie liegt auf der Straße. Die zentrale Beobachtung in Berlin-Mitte:

Bundesadler, mal hinter Glas, mal auf goldenem Metall, seine Augen und Krallen überall.

Treiben lasse ich mich vor allem von der Architektur, von ansprechenden Gebäuden und Fassaden. Eine moderne schwarze Glasfront, zur Straße gerichtet, versteckt die seitliche alte Fassade, dessen gelb-roter Farbton mich in die Seitenstraße zieht. Großes Taubenfüttern am Hausvogteiplatz. Baustellen auf der Anton-Wilhelm-Amo-Straße und darüber hinaus. Offener Platz am Gendarmenmarkt. Bebäumte Sitzmöglichkeiten am französischen Dom als Einladung zum Ausruhen. Nehme ich gerne an.

Ein weiterer Grundsatz des *Dérive* ist es, sich von seinen üblichen Gewohnheiten und Beziehungen zur Umgebung zu trennen. Entgegen meines Prinzips, touristische Hotspots so gut wie möglich zu meiden, treibt es mich letztendlich zum Brandenburger Tor. Zeit für einen Ortswechsel. Die Situationist*innen sind hierfür in Taxis gestiegen und haben es den Fahrer*innen überlassen. Ich entscheide mich lieber für Würfel und die Öffis. Alea iacta est, die Würfel sind gefallen, und sie bringen mich leider nicht weit, und dann auch noch zu einem anderen Touri-Hotspot: dem Alexanderplatz.



Der Alex ist definitiv ein „so-schnell-wie-möglich-weg-von-hier“-Ort. Psychogeografisch betrachtet, löst der Ort in mir Gefühle aus, die mich abstoßen. Hier fühle ich mich unwohl. Flucht zum breiten und doppelseitig bebäumten Fußgängerweg auf der Karl-Marx-Allee. Ein Baum trägt noch Blätter, der Rest ist kahl.

Moskva Restaurant, Sowjet-Flair, Hochhaus-Meer.

Seitenstraßen wenig einladend, also immer weiter die Straße runter.

Straßenberger Kreisel, Sonne tanken, Tschick rauchen.

Ein weiterer doppelbebauter Weg zieht mich von der großen Straße weg. Wohnviertel, der Klang spielender Kinder, ein albanischer Adler hängt vom Balkon herunter.

Nicht so schnell, wenig kommerziell.

Etwas weiter die Straße runter ändert sich das Gefühl schlagartig. Hohe Bauten rauben jegliche Sonne, kaum Bäume. Riesige Baustellenprojekte mit bedrohlichen Hammerschlägen und Kränen als Horror-Symptome der hier voranschreitenden Hochhaus-Gentrifizierung. Es treibt mich schnell weg, am Horizont ist wieder die Sonne, die Spree ist auch zu erkennen. Über die Schillerbrücke geht es vorbei am Yaam, einem beständigen Ort der Subkultur am Ostkreuz. Der Verdi-Backsteinbau am Wasser versprüht etwas Hamburg-Flair. Eine Kirche in der Ferne zieht mich an. Auf dem Weg dorthin, eine willkommene Überraschung: Ich finde das Baumhaus an der Brücke, ein ungewöhnlicher Ort, mit spannender Geschichte, von dem ich vorher nur gehört hatte. Hinter der Kirche ein kleiner Park mit Hundewiese, ein weiterer Ort zum kurzen Verweilen. Rattan-Stuhl zum Verschenken am Straßenrand.

Rio-Reiser-Platz, mal Sprüh-Signatur, mal Menü-Tafel, tausend Logos.

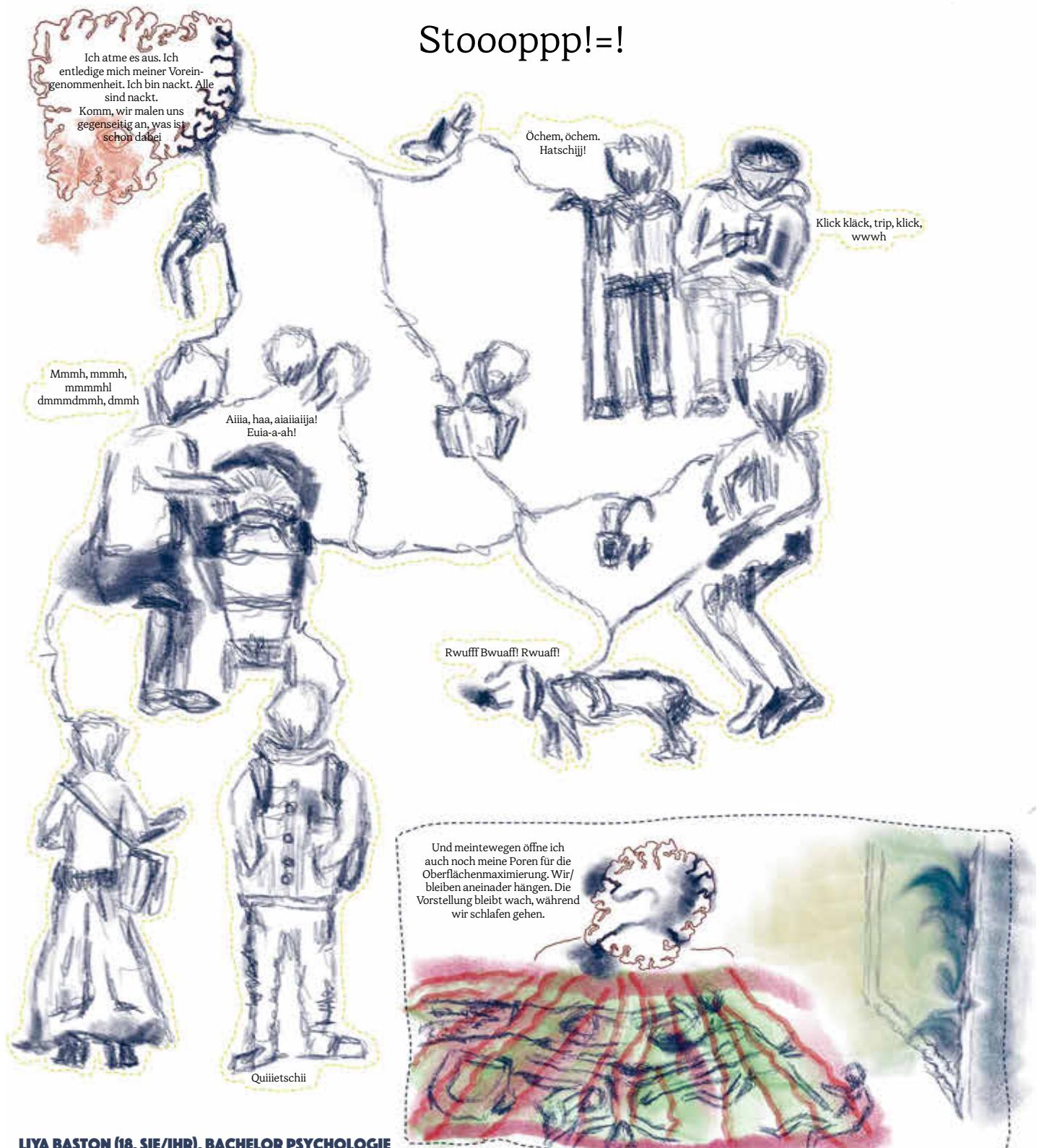
Beim langen Spaziergang durch Berlin erlange ich nebenbei auch Erkenntnisse über die geografischen Verhältnisse der Orte, die ich schon kenne, aber nie im Verhältnis betrachtet hatte. Wer sich, so wie ich, meist nur mit Öffis durch die Stadt bewegt, verliert den Bezug zu den eigentlichen Distanzen und Lagen zwischen den Kiezen, den Übergängen.

Skalitzer Straße ein erneuter Stressor. Hupen, Sirenen, Menschenmassen. Wieder will ich nur schnell weg. Der Dérive hat gezeigt, dass eigentlich überraschend viele Straßen der Millionenmetropole Berlin entspannt sind, der Trubel sich auf wenige Plätze und Ecken konzentriert. Ich suche mir eine Nebenstraße, um ins Café zu gehen. Zimtlatte und Brownie, Reflexionszeit. Das Verweilen dauert länger als erwartet und die Kost liegt schwer. Dieser Umstand und die frühe Winterdunkelheit führt zum natürlichen Ende des Dérives.

Als Werkzeug, die Stadt neu zu entdecken, hat Guy Debords Dérive nicht von seiner Faszination verloren. Wenn man die üblichen Routen und Routinen abstreift und sich ganz auf die psychogeografischen Strömungen einlässt, öffnet sich die Stadt ganz neu. Straßen, die man längst zu kennen glaubte, erzählen plötzlich neue Geschichten; unbekannte Ecken bieten Einladungen an.

Ich war diesmal allein unterwegs, doch eigentlich empfiehlt Debord, sich in kleinen Gruppen treiben zu lassen, damit man später vergleichen kann, wohin einen die Stadt jeweils getragen hat. Also: Schließt euch zusammen, zieht los, und schaut, was die Stadt mit euch macht. Lasst euch treiben. Dérive, dérive, dérive. Denn die Poesie liegt auf der Straße.

ES HÖRT NIMMER AUF, VON DAHER WEBE ICH ES.



KULTUR FÜR ALLE

DEIN KULTUR- UND FREIZEITPROGRAMM

IN
BERLIN

Du willst Kultur und Geschichte erleben? Neue Orte, Perspektiven und Menschen kennenzulernen ist voll deins?

WIR HABEN GENAU DAS RICHTIGE FÜR DICH!

Hol dir die Kulturkarte vom Goethe-Institut und gönn dir unser Kultur- und Freizeitprogramm in Berlin!

NEUGIERIG
GEWORDEN?



SCAN ME!

SCHAU AUF UNSERER
WEBSITE VORBEI!



taz.de

NICHT FÜR JEDEN ABER FÜR ALLE



Wir glauben an die Wichtigkeit von freiem Zugang
zu Informationen und linkem Journalismus –
unbestechlich, unbequem, unabhängig. Deshalb
stellen wir all unsere Inhalte paywallfrei auf **taz.de**

taz